

Frauen: Adele, Rahel Blocher, Elke Heidenreich, Christine Nagel, Jaël

Nummer 42 – 21. Oktober 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Alec von Graffenried: Mein Bern

Der grüne Stadtpräsident zeigt seine faszinierende Heimat.
Erik Ebnetter

Pariser Klima-Schwindel

Amerika, China und Co. nehmen brave Schweizer aus. *Beat Gygi*

Wildes Turkmenistan

Wie der exzentrische Diktator Berdimuhamedow Asien aufmischt.
Francis Pike

Lauren Grüniger, 14
Sie ist ausgezogen,
die Turnhallen dieser
Welt zu erobern

4 194707 006904 42



COLLECTION

Villeret



JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39

Grossbritannien steht noch

London

Dieser Tage bereise ich das Vereinigte Königreich. Ich bin unterwegs mit einer Gruppe von Schweizer Parlamentariern, alle Parteien. Die Mehrheit ist gegen den Brexit. Die Sympathien für Premier Boris Johnson halten sich in Grenzen. Im Unterschied zu mir sind auch die meisten für eine engere Anbindung der Schweiz an die Europäische Union. Man kann sich also vorstellen, wie scharfäugig meine Kollegen Ausschau halten nach allem, was sie in ihrer Ansicht bestätigt, mit Brexit-Britannien gehe es nach dem EU-Ausstieg den Bach runter.

Die erste Überraschung folgt bereits kurz nach dem Auschecken: London steht noch. Grossbritannien ist weder im Kanal versunken, noch ist es von einem schwarzen Loch politischer Antimaterie verschlungen worden. Wir sehen keine kilometerlangen Warteschlangen vor den Tanksäulen. Der Strassenverkehr schleppt sich, ein Ärgernis wie immer, in quälender Zeitlupe dahin. Alle Geschäfte sind geöffnet, von einem Gütermangel keine Spur. Macht sich erste Enttäuschung breit unter den zugereisten Schweizern, von denen einige fest mit der Apokalypse gerechnet hatten?

Gut, man sieht verwaiste Bürohäuser. Das aber ist keine Brexit-Folge, sondern das Resultat der früheren Lockdown-Home-Office-Politik der Behörden. Seit Juli ist mit den meisten Massnahmen fertig. Es gibt strenge Einreisebestimmungen. Aber im Inland herrscht Freiheit: kaum Masken, keine Zertifikate, Restaurants sind uneingeschränkt offen, ebenso Theater und Sportstadien. Unser Gastgeber, Botschafter Markus Leitner, seit kurzem in der britischen Hauptstadt, davor vier Jahre in Teheran, hat ein interessantes Programm zusammengestellt. Begeistert berichtet er auf der Fahrt vom Besuch einer bis zum letzten Platz gefüllten Mozart-Oper.

Nehmen wir das Wichtigste vorweg: Die Katastrophenberichte über den Brexit-bedingten Zusammenbruch Grossbritanniens können Sie vergessen. Sie stimmen nicht, sind Ausdruck des unzerstörbaren Vorurteils unserer Journalisten, dass Boris Johnson ein lächerlicher Clown ist und der Volksentscheid der Briten, sich von der EU scheiden zu lassen, ein populistischer Akt der Dummheit. An diesem Befund darf nicht gerüttelt werden. Gegen alle Fakten und wider besseres Wissen.

Der Chef einer grossen Schweizer Firma schüttelt beim Abendessen nur den Kopf. Weder habe es in Grossbritannien einen Mangel an Benzin gegeben, noch seien die Weihnachtsgeschenke für die Kinder in Gefahr. Er spricht von einer medialen «Hysteriespirale». Natürlich sei die Weltwirtschaft nach anderthalb Jahren Zwangsentleunigung aus dem Gleichgewicht. Man könne eine Ökonomie nicht auf null herunterbremsen und dann innert weniger Wochen wieder auf den früheren Betriebsrhythmus hochfahren. Die Nachfrage ziehe derzeit, verständlich, einfach schneller an, als das Angebot mithalten könne. Das werde sich bald einpendeln. Über den Weltuntergangsenthusiasmus der Medien könne er nur zynisch lächeln.

Was sind die wichtigsten Erkenntnisse nach den ersten Londoner Gesprächen?

Erstens: Der Brexit ist durch, unter den Briten ist er kein Thema mehr. Niemand will ihn rückgängig machen. Keine Partei möchte in die EU zurück. Würden die Briten nochmals abstimmen, sagen unabhängig voneinander mehrere Gewährsleute, fiel das Votum noch deutlicher für den Ausstieg aus. Gestritten

werde nur noch darüber, ob der Brexit von der Regierung gut oder schlecht gemanagt werde.

Zweitens: Boris Johnson schwingt in den Meinungsumfragen obenaus. Er ist ein Rockstar der Politik, beliebt wie nie, noch beliebter als seine Partei und das unbestrittene Sympathie-Zugpferd der Konservativen. Wie lange noch wollen sich unsere Medien gegen diese Wirklichkeit auflehnen? Die Briten scheinen Johnson zu mögen. Natürlich hören wir auch Kritik, lächelnde Süffisanz für den unkonventionellen Regierungschef, aber der Respekt ist gross. Wäre Britannien so schlecht dran, wie unsere Medien säuerlich verlautbaren, warum steht dann der Verursacher des angeblichen Grauens so weit oben in der Gunst des Publikums?

Drittens: Die Konservativen sind im Begriff, sich in den früher linken Hochburgen des Nordens auf Dauer festzusetzen. Unter Johnsons Regie scheinen sich die Tories von der Honoratioren- und Eliten- zur liberalkonservativen Volkspartei zu wandeln. Verzweiflung macht sich breit bei den Linken, trotz einem munteren neuen Vorsitzenden.

Viertens: Die Nordirlandfrage wird von Brexit-Kritikern hochgespielt. Weder die EU und schon gar nicht Grossbritannien haben Interesse an einem Grenzkonflikt. Irland ist in der EU, Nordirland ist draussen. Das ist etwas knifflig, aber was will Brüssel tun? Truppen senden? Eine Mauer bauen an der inneririschen Grenze, einen Schutzwall für den Binnenmarkt? Das wäre politischer Selbstmord. Man wird eine pragmatische Lösung finden.

Fünftens: Es stimmt. Grossbritannien muss seine aussenpolitische Rolle nach dem Brexit erst noch finden. Es rumpelt ein bisschen. Das einstige Weltreich hatte mit der EU lange Zeit ein kleines Ersatz-Imperium, das fällt nun weg. Die Briten können politisch nicht mehr über ihrer eigenen Gewichtsklasse boxen. Dafür stehen sie ehrlicher da. Man ist, was man ist, eine militärisch nicht unbedeutende Atommacht, wirtschaftlich die Verkörperung des Freihandels mit einer eigenen starken Währung. Ich bin zuversichtlich, sehr sogar, viel zuversichtlicher für Grossbritannien als für die überhebliche EU, die in den Medien viel zu gut wegkommt, was die Überheblichkeit noch fördert. R. K.

AMEOS

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

Alec von Graffenried, Christine Nagel, Oleg Burlakov, Lauren Grüniger, Weltallforschung mit Eliezer Rabinovici

Bern war einmal ein Sehnsuchtsort für Konservative. Der britische Philosoph Edmund Burke bezeichnete die Stadtrepublik im 18. Jahrhundert als «eines der glücklichsten, wohlhabendsten und am besten regierten Länder der Welt». Heute schnöden Konservative und Liberale gern über die «Beamtenstadt» und «Steuerhölle». Die Familie des grünen Stadtpräsidenten Alec von Graffenried prägte Bern schon zu Burkes Zeiten. Unser Reporter Erik Ebnetter hat von Graffenried gebeten, seine faszinierende Heimat vorzustellen. Er sagte sofort zu. Die Tour mit dem Elektro-Tuk-Tuk dauerte über vier Stunden und führte von Ostermundigen im Osten nach Ausserholligen im Westen – mit ein paar Abstechern in die Geschichte. **Seite 16**

Schon lange war unsere Autorin Bettina de Cosnac nicht mehr so gespannt auf eine Begegnung gewesen wie auf jene mit der Schweizer Parfümeurin Christine Nagel. Im Vorfeld hatte sie viel von der ersten weiblichen «Nase» im mythenreichen Haus Hermès gehört. Von Pariser Freunden, anderen Parfümeuren und der Pressestelle. Auch hatte sie ein Buch über die Handvoll Parfümeurinnen geschrieben, die neuerdings die Pariser Luxuspartie prägen. Schon damals fiel Nagels Name. Als de Cosnac schliesslich im Foyer des überraschend modernen Hermès-Komplexes inmitten ehrwürdiger Pariser Häuser aus dem 19. Jahrhundert wartete, ahnte sie, dass hier wohl Altes auf Neues treffen würde. **Seite 32**



Traum Beruf bei Hermès in Paris:
Schweizer Parfümeurin Christine Nagel.

«Ich möchte die erste Schweizerin werden, die sich in der Rhythmischen Gymnastik für die Olympischen Spiele qualifiziert – hoffentlich schon 2024 in Paris.» Dies sagt die vierzehnjährige Lauren Grüniger. Ihrem grossen Ziel ordnet sie alles unter – und opfert dafür sogar ihre Kindheit. Mit zehn Jahren zog sie aus dem Elternhaus aus, um in Moskau am russischen Leistungszentrum zu trainieren:

«Weil man sich an den Besten messen muss, wenn man an die Weltspitze will.» Unser Reporter Thomas Renggli ist dieser aussergewöhnlichen Geschichte auf den Grund gegangen und hat sich mit Lauren und ihrem Vater unterhalten. **Seite 80**

Der ehemalige Luftwaffenoffizier Oleg Burlakov war einer jener milliardenschweren Oligarchen, die aus den Ruinen der Sowjetunion emporstiegen wie Phönixe aus der Asche. Redaktor Alex Baur zeichnet den Werdegang des Tycoons nach, der als 72-Jähriger im Juni an Covid-19 verstarb und um dessen Erbe nun in Zürich mit harten Bandagen gekämpft wird. Im Auge des Sturms: die 250 Millionen teure Luxusjacht «Black Pearl» und eine blutjunge Liebhaberin samt Nachwuchs. Die Suche nach Burlakovs Schatz führt durch ein unübersichtliches Netz von Briefkastenfirmen in Panama und in der Karibik. **Seite 40**

Auf der Suche nach neuen Erkenntnissen über das Weltall wird in Genf am Cern, der Europäischen Organisation für Kernforschung, ein gigantisches Projekt vorbereitet: ein hundert Kilometer langer Teilchenbeschleuniger, der unter dem Genfersee und unter dem Mont Salève durchgehen soll. Er wird mehrere Milliarden Franken verschlingen. Pierre Heumann hat sich mit Eliezer Rabinovici, dem neuernannten Strategiechef des Cern Council, unterhalten. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Entdecken Sie den neuen Levante GT Hybrid Performance Charged

INSPIRIEREND, ELEKTRISIEREND UND
MIT DEM UNVERKENNBAREN KLANG VON MASERATI.

PREMIUM AUTOMOBILE AG

Orpundstrasse 77 - 2501 Biel - Telefon: 032 341 57 57
info@premiumautomobile.ch - www.premiumautomobile.ch



PREMIUM AUTOMOBILE AG

Kraftstoffverbrauch kombiniert (l/100 km): 10,7 - 9,7 // CO₂-Emissionen kombiniert (g/km)*: 243 - 233* // Effizienzklasse: G

*CO₂ ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas. Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 169 g/km. Der CO₂- Zielwert beträgt 118 g/km (WLTP).



Mr. Bern: Alec von Graffenried. Seite 16



Faszination Turkmenistan: Seite 48



Das indiskrete Interview: Jaël. Seite 82

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Beamte machen Unternehmer platt
- 9 Peter Rothenbühler Lieber James Bond
- 10 Tagebuch Václav Klaus
- 12 Bern Bundeshaus
Durchregieren, bis der Strom ausgeht
- 14 Erziehung der Gefühle
Die dunkle Triebfeder der Welt
- 16 Alec von Graffenried zeigt sein Bern
Rundgang mit dem Stadtpräsidenten
- 21 Personenkontrolle
- 21 News Balzarettis Diplomatie
der Missverständnisse
- 22 Mörgeli Das wahre Sorgenkind
- 22 Booster gegen Zertifikat
Unternehmerin Rahel Blocher
- 23 Peter Bodenmann
Dänemark–Schweiz: 3:0
- 24 Pariser Klimaschwindel
Einladung zum Betrug
- 26 Polen lässt sich nicht überrumpeln
Landesrecht gegen EU-Recht.
- 27 Feuer eingestellt Missglückte
BAG-Werbekampagne für das Impfen
- 28 Die historische List der Ampel
Rot-Gelb-Grün hat eine Chance verdient
- 29 Bitte, ZDF, mehr Heidenreich!
Einwurf von Matthias Matussek
- 30 Gratis-Tampons? Nein danke!
Freiheit statt staatlicher
Umsonst-Kultur
- 31 Kurt W. Zimmermann
Wie bei Breschnew und Honecker

- 32 Duft der weiten Welt
Hermès-Parfümeurin Christine Nagel
- 33 Inside Washington: Joe Biden
- 34 Das Leben und die Ampel
Gedanken zum deutschen Lichtsignal
- 35 SVP flirtet mit links
SNB-Gelder für die AHV, lieber nicht
- 36 Bevölkerungsexplosion in Afrika
Ex-Botschafter Seitz über ein Tabu
- 39 Herodot: Talentlose Politiker.
- 40 Oleg Burlakov Zürcher Justizkrimi
um den russischen Multimilliardär
- 42 Im Zirkel der Macht
Braucht es Frauen am Sechseläuten?
- 43 Thilo Sarrazin
Bürgerliche Selbsterfleischung
- 44 Angriff auf Twitter
Trump-Verbündete rüsten auf
- 46 Der letzte Reporter
Dok-Filmer Hanspeter Bäni hört auf
- 47 Emanzipation von Amerika
Die Kluft zu Europa wird grösser
- 48 Turkmenistan
Wildes Machtzentrum Zentralasiens
- 49 Thiel Jenseits
- 50 Kommt jetzt die Inflation?
Gunther Schnabl sagt ja.
- 51 Anabel Schunke
Linke Deutungshoheit
- 52 Cheops-Pyramiden der Gegenwart:
In Genf entsteht ein neues Weltwunder
- 53 Ungarn: Orbáns neuer Rivale
- 54 Leserbriefe
- 55 Nachruf Colin Powell
- 56 Beat Gygi
VW ist ein Opfer des Staatsversagens

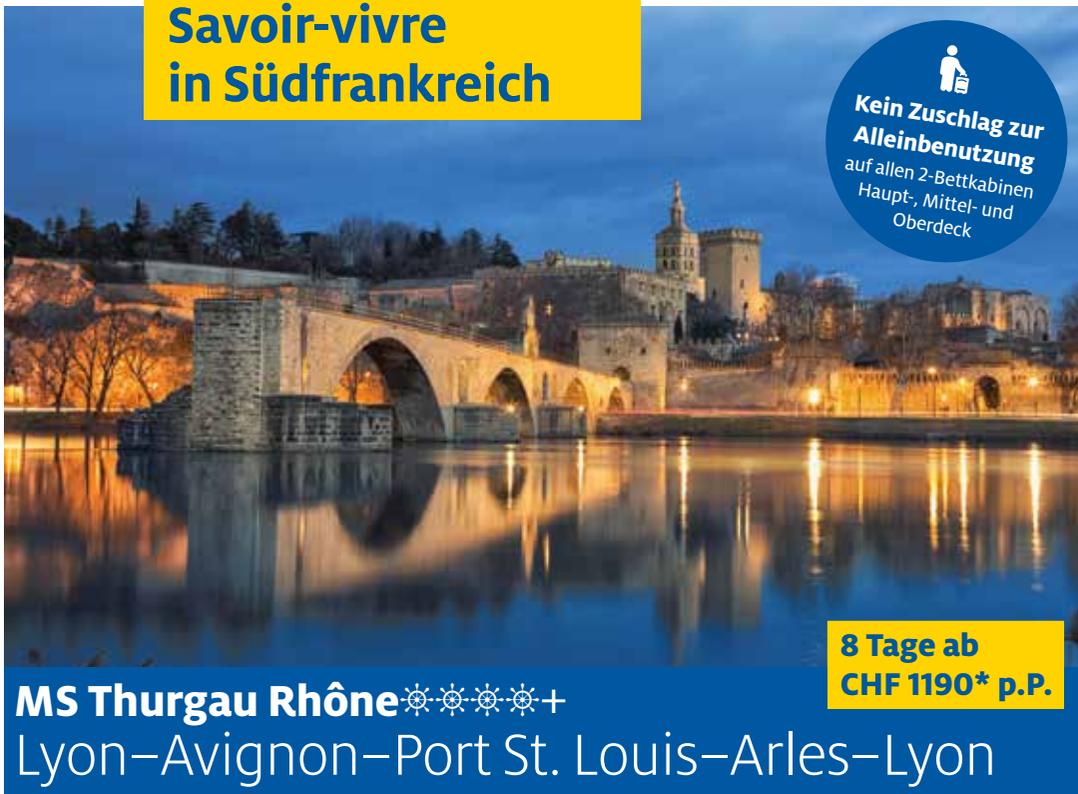
LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Nüchtern-kalte Konkretheit
Die Prosa Baltasar Graciáns
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Kollektive Teufelsaustreibung
John Coltranes «A Love Supreme»
- 66 Dok «Wild»
- 67 Film «The French Dispatch»
- 68 Nachruf Edita Gruberová
- 68 Fotografie Fotostiftung Winterthur
- 69 Jazz Craig Taborn: «Shadow Plays»

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Adele
- 72 Was macht eigentlich?
Peter Jacques
- 73 Häuser «Ochsen», Lützelflüh
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Kluge Köpfe, Liebesbriefe
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Mike Schälchli
- 80 Menschen von morgen
Turnerin Lauren Grüniger.
- 82 Das indiskrete Interview Sängerin Jaël

Savoir-vivre in Südfrankreich



**Kein Zuschlag zur
Alleinbenutzung**
auf allen 2-Bettkabinen
Haupt-, Mittel- und
Oberdeck

**8 Tage ab
CHF 1190* p.P.**

MS Thurgau Rhône

Lyon–Avignon–Port St. Louis–Arles–Lyon

1. Tag Lausanne–Lyon

Individuelle Anreise zum Bahnhof Lausanne und Bus-transfer nach Lyon. Nach der Einschiffung und dem Kabinenbezug heisst es um 18.00 Uhr «Leinen los!».

2. Tag Viviers–Avignon

Rundgang⁽¹⁾ durch die alte Bischofsstadt. Im mittelalterlichen Stadtgefüge zwischen Fluss und Berg dominiert die Kathedrale, die mit wunderschönen Wandteppichen geschmückt ist. Hier kommen Sie auch in den Genuss eines privaten Orgelkonzertes. Weiterfahrt während des Mittagessens.

3. Tag Avignon–Port St. Louis

Am Morgen Rundgang⁽¹⁾ durch die UNESCO-Weltkulturerbe-Stadt. Besichtigen Sie die schönsten Sehenswürdigkeiten wie den imposanten Papstpalast und die berühmte Brücke Saint Bénézet, auch bekannt als «Pont d'Avignon». Anschliessend werden Sie im «Carré du Palais» zu einer Weinverkostung eingeladen.

4. Tag Port St. Louis–Marseille–Arles

Ab Port St. Louis Tagesausflug⁽¹⁾ nach Marseille. Die «Basilika de Notre Dame de la Garde» gehört zweifellos zu einem der zahlreichen Highlights dieser Mittelmeer Metropole an der Côte d'Azur. Weiterfahrt nach Arles.

5. Tag Arles

Rundgang⁽¹⁾ durch Arles, wo Sie viel über die Stadt und ihren berühmtesten Einwohner Vincent van Gogh

erfahren. Das Amphitheater, die Kathedrale St. Trophime, das angegliederte Kloster oder die Thermen von Constan-tin sind nur einige der vielen wertvollen Kulturschätze. Entspannte Fahrt auf der Rhône.

6. Tag Valence

Bei einem Rundgang⁽¹⁾ durch eine traditionsreiche Nougatfabrik in Montélimar gibt es für alle Sinne etwas zu entdecken. Die Fabrik setzt die Tradition fort, indem sie Nougat in authentischen Kupferkesseln herstellt. Anschliessend Weiterfahrt Richtung Lyon.

7. Tag Lyon

Gegen Mittag Ankunft in Lyon, die nach Venedig zweit-grösste Renaissance-Altstadt mit ihrer imposanten Basi-lika «Notre-Dame-de-Fourvière». Reste des antiken Amphitheaters, Vieux Lyon und Place des Terreaux sind nur einige der vielen Sehenswürdigkeiten. Am Nach-mittag Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ mit Besuch des Marktes «Les Halles Paul Bocuse» im Zentrum der Stadt. Geniessen Sie die Kostproben, die Ihnen angeboten werden, und die wunderbare Atmosphäre zwischen den vielen Ständen mit Delikatessen.

8. Tag Lyon–Lausanne

Ausschiffung nach dem Frühstück und Busrückfahrt nach Lausanne (Ankunft ca. 12.00 Uhr). Individuelle Heimreise.



Viviers im Département Ardèche



Aussicht auf Fluss Saône, Lyon

Fête des Lumières

**6 Tage ab
CHF 840 p.P.**



Lyon–Avignon–Lyon MS Thurgau Rhône

* Lyon im Licherzauber
* Malerische Altstädte von Avignon und Viviers

Reisedatum 2021

08.12.–13.12.

Unsere Leistungen

Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Vollpension an Bord, Bustransfer Lausanne–Lyon v.v., Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Reisedaten 2021 **Es het solangs het Rabatt**

10.11.–17.11. 1000	13.12.–20.12. 1000
17.11.–24.11. 1000	20.12.–27.12. 1000
24.11.–01.12. 1000	27.12.–03.01. 800
01.12.–08.12. 1000	

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Bustransfer Lausanne–Lyon v.v.
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise nach/von Lausanne, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Auftragspauschale CHF 35 pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	2190
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2290
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	2390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
Mini Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2690
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2690
Mini Suite Oberdeck hinten, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2790
Mini Suite Oberdeck vorne, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890
Zuschlag Alleinbenutzung HD/MD/OD	0
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	260
Annullations- und Assistance-Versicherung	63



MS Thurgau Rhône*****

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten | * Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen



Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch



Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Beamte machen Unternehmer platt

Das Bundesamt für Gesundheit zermürbt den Schweizer Anbieter eines günstigen Corona-Tests. Die Argumente der Behörde sind bizarr. Der Umsatz fliesst nun ins Ausland.

Marcel Odermatt

Eine Innovation aus Luzern sorgte kürzlich für Furore und grosse Aufmerksamkeit. Die Benutzer betitelten deren Erfinder gar euphorisch als «Robin Hood» oder «Wilhelm Tell». Eine Gruppe um den Ebikoner Unternehmer Bruno Aregger bot Online-Corona-Tests an. Die simple, bestechende Idee: In der Apotheke beschafft man sich einen Corona-Selbsttest. Zu Hause wird die Prüfung durchgeführt – via begleitetes Video-Meeting. Bei einem negativen Resultat erhält die Person ein Covid-Zertifikat der Europäischen Union, das auch in der Schweiz gültig ist. Kostenpunkt des Angebots: zwanzig Franken.

Der Service schlug ein wie eine Bombe. Unternehmer und viele Privatpersonen waren dankbar, dass sie sich schnell, unkompliziert und günstig auf das Virus kontrollieren lassen konnten. Die Nachfrage verstärkt hatte der Beschluss des Bundesrats, die Kosten für die Virustests nicht mehr zu vergüten. Ein PCR-Test kostet rund 150, ein Antigen-Schnelltest mehr als 50 Franken.

Trommelwirbel der Medien

Dass insbesondere ungeimpften Menschen das Leben etwas vereinfacht werden sollte, war dem Bundesamt für Gesundheit (BAG) offensichtlich ein Dorn im Auge. Am 7. Oktober forderten die Beamten den Betreiber, die Aregger & Partner GmbH, auf, seine Dienstleistung per sofort einzustellen. Das BAG führte laut *Nebelspalter* in einem Brief an die Firma aus, nur Fachpersonen oder spezialisierte Einrichtungen dürften Analysen zur Feststellung von übertragbaren Krankheiten durchführen. Die Funktionäre gingen noch einen Schritt weiter. Der Fall werde juristisch abgeklärt. Es sei aus Sicht des BAG unklar, ob es rechtmässig sei, die «Schweizer Bestimmungen über ein Zertifikat in Deutschland zu umgehen».

Den Trommelwirbel gegen das KMU hatten verschiedene Medienberichte entfacht. Gar von Trickserei war in einigen Berichten die Rede. Bruno Aregger: «Der Vorwurf, wir würden selber Tests durchführen und Zertifikate ausstellen, ist falsch.» Sein Angebot sei eine

Handelsplattform, vergleichbar beispielsweise mit der Reisevermittlung. «Wir vermitteln nur zwischen den Kunden und den zertifizierten Testanbietern.»

Trotzdem wirft Aregger jetzt das Handtuch. «Wir haben Anfragen von verschiedenen interessierten Firmen und Partnern.» Diese Gespräche würden im Moment geführt, um für die Schweizer Kunden eine gute Lösung zu finden. «Das Ziel ist, das Projekt in Bälde zu verkaufen», so Aregger. Er und die anderen Initianten von Coronatestonline.ch hätten weder Lust noch Interesse an einem Hickhack oder gar einem langwierigen Rechtsstreit mit dem BAG.

Dabei betont er, dass er mit dem Angebot nicht das grosse Geld machte. «Es ging uns darum, einen sinnvollen Beitrag zu leisten.»

«Es ging uns darum, einen sinnvollen Beitrag zu leisten.»

Davon bleibt nun nichts übrig. «Ich bedaure zwar, dass der Umsatz ins Ausland abfliessen wird. Aber die Sache ist es für uns nicht wert, noch mehr Zeit und Arbeit zu investieren, um gegen die Behörden anzukämpfen.»

Tatsächlich dürfte die Meldung beim BAG für einige Erleichterung sorgen. Dort wird seit

Wochen zwar mit wenig Erfolg, aber auf Biegen und Brechen versucht, die Leute davon zu überzeugen, sich impfen zu lassen. Der Einfall von Aregger und seinen Leuten stand hier quer in der Landschaft, musste fast als Bedrohung in den Berner Amtsstuben wahrgenommen werden. Er widersprach den Bemühungen und dem Willen der Behörden, den Ungeimpften den Alltag und das Arbeiten so schwer wie möglich zu machen.

Statt zusätzliche Hürden aufzubauen, präsentierte Aregger einen Vorschlag, wie man es ihnen etwas bequemer machen kann. Plötzlich gab es eine billige und effiziente Alternative, sich prüfen zu lassen. Entsprechend erfreut reagierte viele Firmen auf das Angebot. Statt sich mühsam und zeitintensiv Testtermine zu suchen, ins Testzentrum zu fahren, anzustehen und wieder zum Job zurückzukehren, konnte alles rasch vor der Arbeit erledigt werden.

Möglichst viele Stolpersteine

Besonders bizarr ist, dass das BAG das «Heimatschutz»-Argument bemüht. Plötzlich wird angezweifelt, ob deutsche Personen einen solchen, jeden Tag millionenfach durchgeführten Test so seriös durchführen können wie heimisches Personal. Ausgerechnet die Bundesverwaltung, die sonst noch so gerne bei jeder Gelegenheit EU-Standards einführen will, macht in diesem Fall einen auf Abschottung. Dabei ist es ja genau eines der wichtigsten Argumente für das Zertifikat. Es soll international anerkannt und vergleichbar sein. Sonst würde es ja bedeuten, dass Touristen in der EU im umgekehrten Fall die Angebote hierzulande, die ein Zertifikat verlangen, nicht nützen können. Es ist deshalb kaum vorstellbar, dass sich das BAG juristisch hätte durchsetzen können.

Umso frustrierender, dass es dem BAG gelang, dieses Projekt zu stoppen. Die Drohungen und die Aussicht, den Initianten möglichst viele Stolpersteine in den Weg zu legen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Das Beispiel zeigt exemplarisch, auf welcher Seite die Behörden stehen und wozu sie bereit sind, um ihre Ziele zu erreichen.



Lieber James Bond

Dein neuester Film ist viel zu lang und viel zu langweilig. Mir wurde die Sache schon verdächtig, als ich sah, dass Daniel Craig zur Premiere einen rosa-farbenen Kittel trug. Können Sie sich Sean Connery, den besten Bond aller Zeiten, in so einem Wams vorstellen?

Okay, Verfolgungsjagden gab's, mit schnellen Autos, aber nicht sehr originelle. Bond schubst die Gegner einfach ins Jenseits. Damit wir uns richtig verstehen, ich war immer ein Bond-Fan, habe alle Filme gesehen, auch wenn ich von intellektuellen Freunden dafür schief angeschaut wurde. Diesmal würde ich auch echte Bond-Fans nicht ins Kino schicken.

Zur Aufschlüsselung von romantischem Verliebtsein, mit einer Frau, die dir hinter dem Rücken ein Kind macht, das du dann als dein eigenes entdeckst, weil es die gleichen blauen Augen hat wie du (oh, mein Gott), eignet sich ein Bond-Film einfach nicht. Der weiche



Der Gute darf alles, der Böse kriegt nur Saures: Daniel Craig alias James Bond.

Plot passt nicht zum ganzen Mann, der Bond mal war.

Auch die Gegner waren früher differenzierter und gefährlicher. Man konnte sie fröhlicher hassen, weil sie Bond faule Eier legten. Jetzt gibt's nur noch einen doofen Einäugigen, dessen Glasauge Bond mit einer Omega-Uhr zum

Platzen bringen kann (doofer Einfall). Und der ganz Böse hat sein Auge schon verloren, sitzt mit gebrochener Visage in einem Käfig und wird wehr- und hilflos von Bond gewürgt. *Gaaats no?* Der Gute darf alles, der Böse kriegt nur Saures.

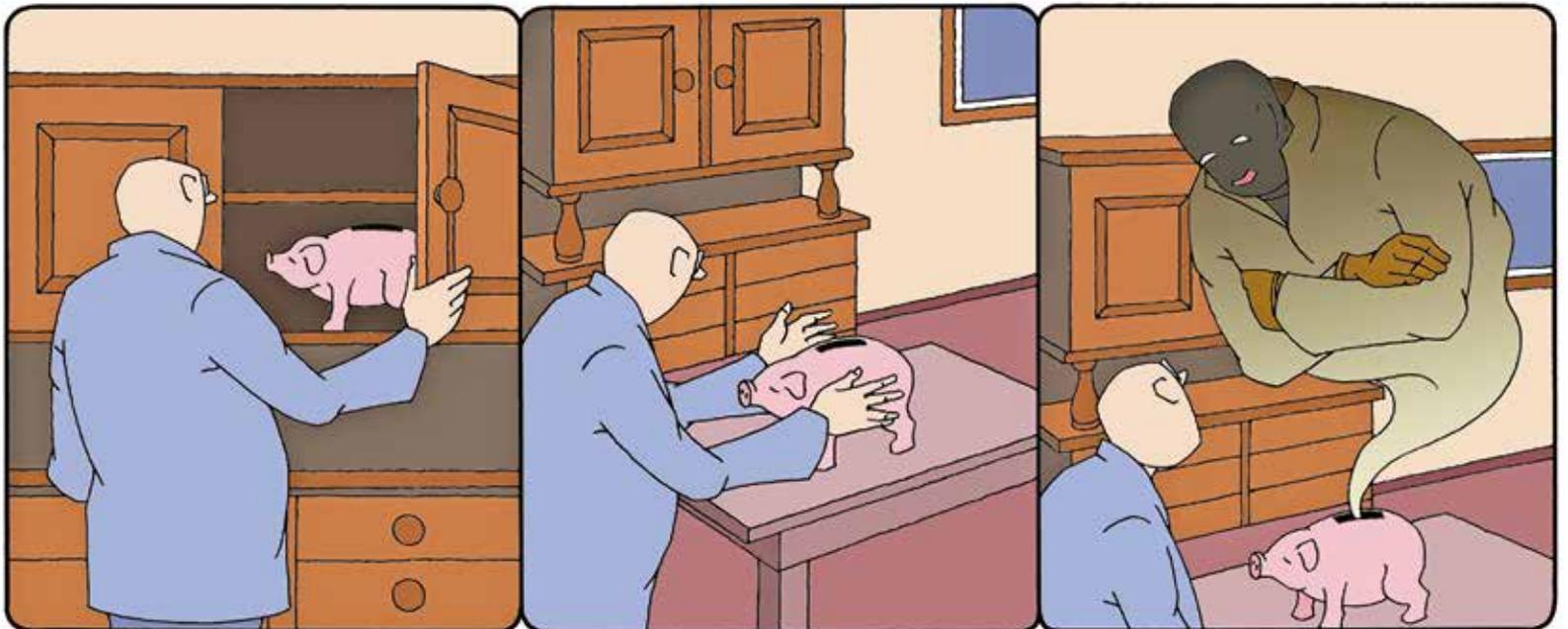
Früher wurde Bond selbst gefoltert oder Krokodilen zum Frass vorgeworfen. Er musste leiden und fürchten. Durfte dafür schöne Frauen küssen. Das ist vorbei. Es ist wirklich keine Zeit mehr für Bond. Dass Sie am Schluss selbst in die Luft gejagt werden, ist auch daneben. Bond muss überleben, das ist der Sinn der langen Story.

Vermutlich wird der nächste Bond-Darsteller eine schwarze, lesbische Jenny Bond sein, die nur heterosexuelle weisse Männer foltert und umbringt. Wie's der Zeitgeist will.

Adieu, James Bond.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Václav Klaus



Die Ergebnisse der tschechischen Parlamentswahl sind überraschend – sowohl für die Gewinner als auch die Verlierer. Sie sind vielfältig, nicht trivial, und ihre Interpretation führt zweifellos zu grossen Kontroversen.

Ich sehe sowohl positive als auch negative Aspekte. Leider dominieren aber die negativen.

Für mich, der auf der rechten Seite der politischen Barrikade steht, ist das totale Fiasko der linksradikalen Piraten positiv. Sie verloren bei der Wahl am meisten.

Ich halte diese Partei für das grösste Übel unserer Politik, und es wäre gut, sie würde von der politischen Szene verschwinden. Die Wähler haben eine gewisse Vernunft bewiesen, dass sie diese Gefahr verstanden haben.

Klare Verlierer sind neben der neuen Linken (eben den Piraten) auch die traditionellen linken Parteien – die sozialdemokratische CSSD (bisherige Regierungspartnerin von Andrej Babis' ANO) und die Kommunisten, die an der Fünf-Prozent-Klausel scheiterten und deshalb nicht in der Abgeordnetenkammer vertreten sein werden.

Die Tatsache, dass es die amtierende Ministerin für Arbeit und Soziales, Jana Malacova (CSSD), die mehr als alle anderen Politiker zu der fundamentalen Beschädigung unserer Währung und unserer Finanzen in den letzten Jahren beigetragen hat, die Wahl in die Abgeordnetenkammer verpasste, ist fast unglaublich.

Die Partei von Andrej Babis ist erheblich geschwächt. Ich bin kein Verteidiger von

ANO und Ministerpräsident Babis, aber die in den letzten Tagen verstärkten Attacken gegen ihn («Pandora Papers») haben wahrscheinlich dieses Ergebnis beeinflusst.

Trotzdem zeigte die Wahl eine – für mich bittere – Wahrheit über unser Land. Sie zeigte, was den Wählern wichtig ist und was nicht. Die klare Botschaft der Wahlen ist, dass unser Land sich stärker nach der EU richten wird als bisher.

Der Sieg der Pro-Brüssel-Parteien ist gefährlich. Diese Parteien haben keinen einzigen nennenswerten Vertreter, der sich der Politik der Schwächung von Europas Nationalstaaten entgegenstellt.

Die Gewinner sind diejenigen, denen die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Tschechischen Republik gleichgültig ist. Eindeutige Gewinnerin ist die EU. In Brüssel gab es nach den Wahlen sicherlich viel zu feiern.

Die Wahlen haben zwei – für diese Wahl spezifisch organisierte – Wahlbündnisse ins Parlament gebracht: das Spolu-Bündnis der drei scheinbar konservativen Parteien ODS, Top 09 und KDU-CSL sowie die Allianz zwischen den Piraten und der Bürgermeisterpartei Stan. Diese Wahlbündnisse wurden nie klar vorgestellt, und einige Parteien haben den Preis dafür bezahlt.

Auf der einen Seite die Piraten, die – zum Glück – das grösste Debakel aller Parteien erlitten, auf der anderen Seite die ODS. Die Allianz zwischen der Piratenpartei (welche linksextreme Ansichten vertritt) und der sogenannten Partei der Bürgermeister, Stan (welche gar keine Ansichten repräsentiert),

war ein schlechtes Kalkül von Seiten der Piraten.

Die ODS hat mit dem problematischen Projekt der Spolu-Koalition ihre Chance verpasst. Das Bündnis gewann die Wahlen, aber die ODS verlor entgegen den Erwartungen.

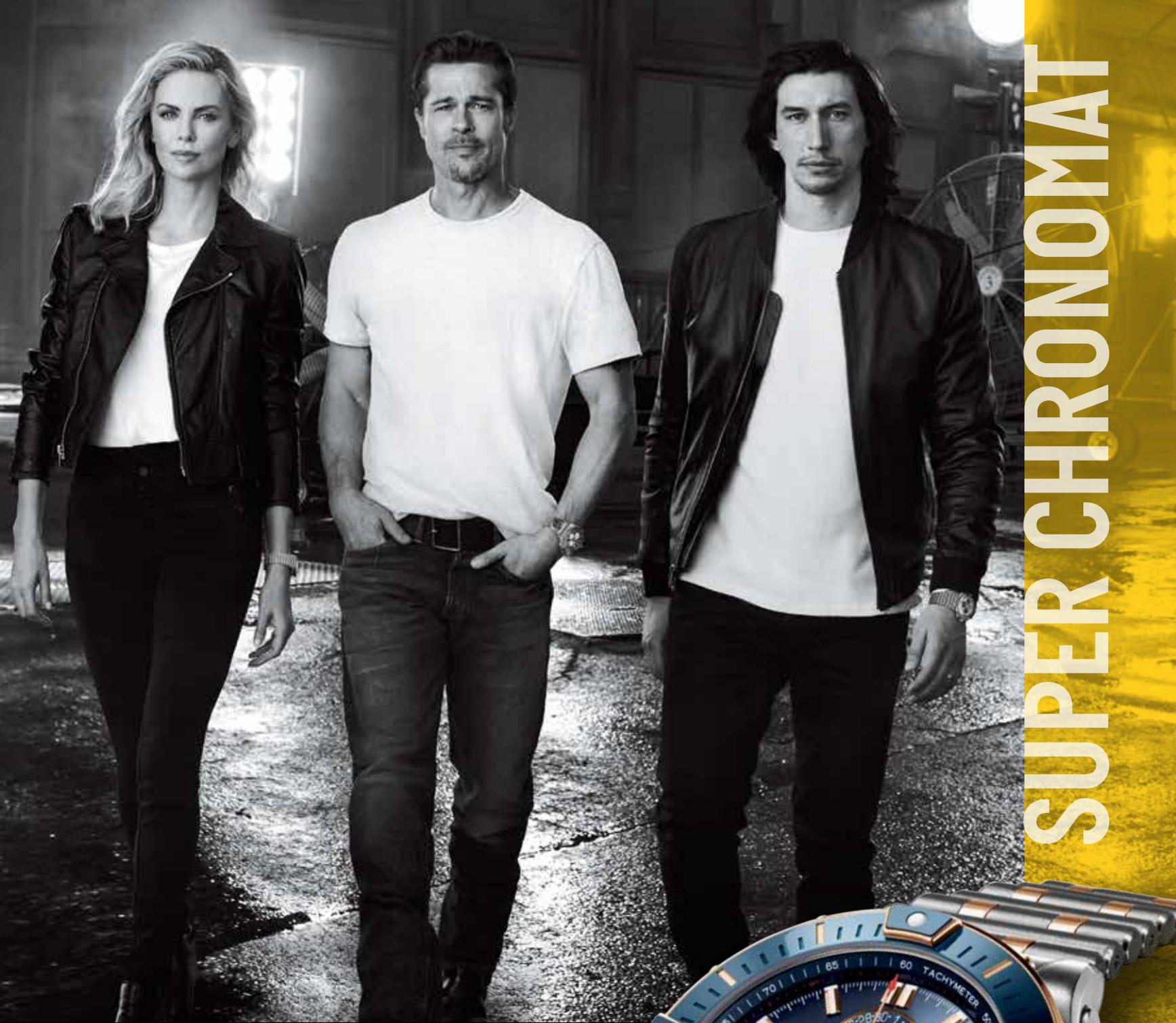
Sie hat für Top 09 und insbesondere für die Christlichdemokraten (KDU-CSL) eine hervorragende Arbeit geleistet. Wäre die ODS allein in die Wahlen gegangen, hätte sie viel mehr gewonnen als in der Koalition.

Für mich überraschend und zugleich enttäuschend ist das Ergebnis der SPD («Freiheit und direkte Demokratie»), der Anti-Brüssel-, Anti-Migrations- und Anti-Covidismus-Partei. Sie hat weniger Sitze gewonnen, als wir alle erwartet hatten.

Die zwei Wahlbündnisse haben zusammen eine Mehrheit und damit eine Chance, eine Mehrheitsregierung zu bilden. Ich habe dramatische Jahre der Koalitionsregierung von drei Koalitionsparteien erlebt. Eine Koalitionsregierung von fünf politischen Parteien gab es aber in unserem Land noch nie.

Es ist fast unmöglich, so eine längere Zeit zu regieren. Der gemeinsame Nenner, der sie bei den Wahlen vereinte, war die Opposition gegen Babis. Auf diese Weise konnten sie die Wahlen gewinnen und können vielleicht eine Regierung bilden, aber nicht gut regieren.

Václav Klaus war Minister- und Staatspräsident der Tschechischen Republik.



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE

ZURICH • GENEVA • ZERMATT • BASEL
LUCERNE • LAUSANNE • ST. MORITZ



Durchregieren, bis der Strom ausgeht

Unter Energieministerin Leuthard wurde nach der Fukushima-Havarie überstürzt die Energiestrategie 2050 vorangetrieben. Ihre Nachfolgerin Sommaruga ignoriert alle Warnsignale.

Sommaruga gibt Gas: Die Chefin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) will den Aufbau von Ladestationen für Elektroautos fördern. In der Mobilität setzten immer mehr Menschen auf Elektroautos, gab sie vor einigen Wochen zu verstehen. Dafür brauche es eine Ladeinfrastruktur: «Diese soll verbessert werden – und zwar zu Hause und am Arbeitsplatz.» Das freut natürlich die Klimalobby.

Tatsächlich steht die subventionierte E-Mobilität jedoch in scharfem Kontrast zu den Warnmeldungen von Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP), der Strombranche sowie der Wirtschaftsverbände über eine heraufziehende Strommangellage. Laut einer Studie, die der Bundesrat besprochen hat, geht man im schlimmsten Fall davon aus, dass es bereits ab 2025 zu Stromengpässen kommen werde. Aufgrund der Veränderungen auf dem europäischen Strommarkt und des Fehlens eines Strommarktakkords mit der EU werde man im Winter nicht mehr so viel Strom importieren können, wie zur Deckung des Bedarfs nötig sei.

Aktivismus nach Fukushima

Wie ernst die Situation ist, zeigt sich auch daran, dass Parmelin in einer Videobotschaft die Unternehmen dazu aufrief, sich auf eine Stromkrise vorzubereiten. Wie konnte es so weit kommen, dass eines der reichsten Länder der Welt um seine Stromversorgung zittert? Das Problem ist die unter der früheren Uvek-Chefin Doris Leuthard (Mitte) erarbeitete Energiestrategie 2050. «Dieses Papier ist ein ideologisch gefärbter Papierfänger. Die Vorlage wurde 2017 unter falschen Voraussetzungen von den Stimmbürgern angenommen», sagt der Solothurner SVP-Nationalrat Christian Imark. Damals wehrte sich nur die SVP gegen den Umbau des Energiesystems.

Heute warnen auch Vertreter der Stromregulierungsbehörde Elcom und deren Präsident Werner Luginbühl in der Energiekommission vor den heraufziehenden Gewitterwolken am Elektrizitätshimmel. Dabei war der frühere Berner BDP-Ständerat ein Verfechter von Leuthards Energiestrategie 2050.



Wunschdenken:
Energieministerin Sommaruga.

Nach dem Reaktorunfall in Fukushima beschloss 2011 eine Frauenmehrheit im Bundesrat unter Führung von Energieministerin Doris Leuthard und Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) den Ausstieg aus der Kernenergie. Dieser Entscheid bedingte den Umbau des Energiesystems, den man in der Energie-

Wie konnte es so weit kommen, dass eines der reichsten Länder der Welt um seine Stromversorgung zittert?

strategie 2050 konkretisierte und der in einer Revision des Energiegesetzes gipfelte. Das Gesetz sieht die massive Förderung erneuerbarer Energie als Ersatz für den wegfallenden Atomstrom vor. Einer der Konstruktionsfehler ist laut Imark, dass uns dies noch stärker von Stromimporten aus der EU abhängig macht.

Für den SVP-Energiepolitiker hat man das bewusst in Kauf genommen, um mit einem bilateralen Stromabkommen auch Druck zu machen für den umstrittenen institutionellen Rahmenvertrag mit der EU. Das Problem der Auslandsabhängigkeit wurde dann im Ab-

stimmungskampf 2017 von Leuthard schön-geredet. Sie trichterte den Leuten ein, es gebe kein Problem bei der Versorgungssicherheit. Das ist inzwischen widerlegt.

Ausser bei der Fotovoltaik, die mit horrenden Mitteln subventioniert wird, hinkt man in allen Bereichen (Wasserkraft, Windenergie, Geothermie usw.) den Zielvorstellungen weit hinterher. Dazu kommt, dass man in Zukunft das Stromdefizit im Winter wohl nicht mehr mit Importen aus Frankreich oder Deutschland ausgleichen kann. Sommarugas Pläne für eine klimaneutrale Schweiz, ebenfalls durch Leuthard aufgegleist, verschärfen das Problem. Man will nun auch fossile Energieträger durch elektrische Energie substituieren.

In der Sackgasse

Der Walliser Ständerat Beat Rieder (Mitte) hat in der Herbstsession die Situation schonungslos ausgebreitet. Bis 2035 fallen mit dem Ausstieg aus der Kernenergie 14 Terawattstunden weg. Im Zuge der Konzessionserneuerung für Wasserkraftwerke wird wegen der Anpassung an das Umweltrecht im Vergleich zu heute eine Minderproduktion von 2 bis 4 Terawattstunden resultieren. «Nur um das heutige Niveau zu halten, müssen wir 16 bis 18 Terawattstunden ersetzen», warnte Rieder. Ein Zubau von 8 Terawattstunden sei notwendig, wenn man das Netto-null-Ziel beim CO₂-Ausstoss umsetzen wolle. Angesichts der Widerstände gegen viele Ausbauprojekte ist das wohl Wunschdenken. Wir stecken energiepolitisch in der Sackgasse.

Als Rettungsanker rücken deshalb Gaskombikraftwerke in den Fokus. Sie sollen im Winter Strom produzieren. Die Klimapolitik droht damit allerdings ins Absurde abzudriften, wie Imark meint. Einerseits zwingt man alle Bürger, Ölheizungen durch klimafreundliche Modelle zu ersetzen, bestraft Automobilisten und Hausbesitzer mit hohen CO₂-Abgaben. Andererseits stellt man CO₂-Schleudern zur Stromproduktion in die Landschaft.

Wie hiess es einst: «Gouverner, c'est prévoir.» Die Strompolitik folgt dagegen eher dem Motto «Après moi, le déluge».

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Die dunkle Triebfeder der Welt

Der Mensch ist, so scheint es, in seinem Kern ein latent gehässiges Wesen.



Chronisches Nebeneinander: «Der Hass» von Pietro Pajetta (1896).

Einiges spricht dafür, dass der Hass gleichzeitig mit der Liebe in die Welt kam und dass sie ein Geschwisterpaar sind, weil alles Licht auf dieser Welt einen Schatten wirft und aller Schatten vor dem Licht steht. Beide, die Liebe und der Hass, werden in denselben Hirnregionen aktiviert, und da gibt es noch Sigmund Freud, der sagt: «Wir wissen, dass beginnende Verliebtheit häufig als Hass wahrgenommen wird, dass Liebe, der die Befriedigung versagt ist, sich leicht in Hass umsetzt.» Liebe und Hass scheinen ein chronisches Nebeneinander zu sein, ein Paar, das unermüdlich gegeneinander kämpft.

Nur ist es so, dass man vielleicht alles hassen kann, was man liebt, aber nie alles lieben kann, was man hasst. Das würde tragischerweise bedeuten, dass Hass insofern eine, wenn man so will, stärkere Kraft ist als die Liebe, weil er einfach flächendeckender ist. Das verhält sich auf der Erde auch nicht anders als mit der Materie im Weltraum, in dem die dunkle die normale um ein Vielfaches übersteigt.

Auf der Seite der Langlebigkeit

Ich neige zur Ansicht, dass zuerst der Hass war und erst dann die Liebe. Weil Hass sich aus Angst und Wut speist, Liebe aus Mut und Vertrauen und der Mensch im Grunde schon immer ein Angstkonstrukt war. Individuen, die in einer lebensgefährlichen Umwelt furchtsam reagieren, haben die besseren Überlebenschancen. Das heisst nichts anderes, als dass die

Schisser dieser Welt, die sich durch all das definieren, was sie ablehnen oder gar hassen, eher auf der Seite der Langlebigkeit stehen.

Was, kann man sich jetzt fragen, hat sich die Evolution um Himmels willen dabei gedacht, dass Hass die vermeintlich verlässlichere Überlebensstrategie ist als die Liebe? Und dass, umgekehrt, Liebe nur wie ein viel zu kurzes Mäntelchen ist, das sich notdürftig über den Hass legt, aber es nie vermag, mit Wärme dessen Kälte zu durchdringen? Nun kann man der Evolution angesichts ihrer Allgewalt natürlich kaum irgendein Versagen unterstellen, weil sie einfach mit all jenen Stoffen, die gerade greifbar waren, schuf, was möglich war und machbar. Ein Gott, der rechtzeitig die Zutaten gewichtet hätte, war nicht dabei, und so setzte sich nicht das Beste durch, sondern das Tauglichste.

Hass ist kein ausschliesslich menschliches Verhalten. Selbst Tiere hassen, es ist eine Tragödie. Tun sich zusammen für sogenannte Hassangriffe gegen scheinbar stärkere Gegner. Ein paar Schwächere, Krähen etwa, finden sich, um gemeinsam einen Raubvogel in die Flucht zu schlagen. Das ist wie drei Weisse gegen einen Schwarzen. Hass, so kommt man zum Schluss, ist vielmehr als Liebe die Triebfeder der Welt.

Nun könnte man einwenden, dass doch erst die Fähigkeit zur Liebe die Sorge um Mitmenschen, um Sippenmitglieder wachsen liess, dieses Kümmern, Trösten, Füreinanderdasein. Gerne würde man daran glauben, an

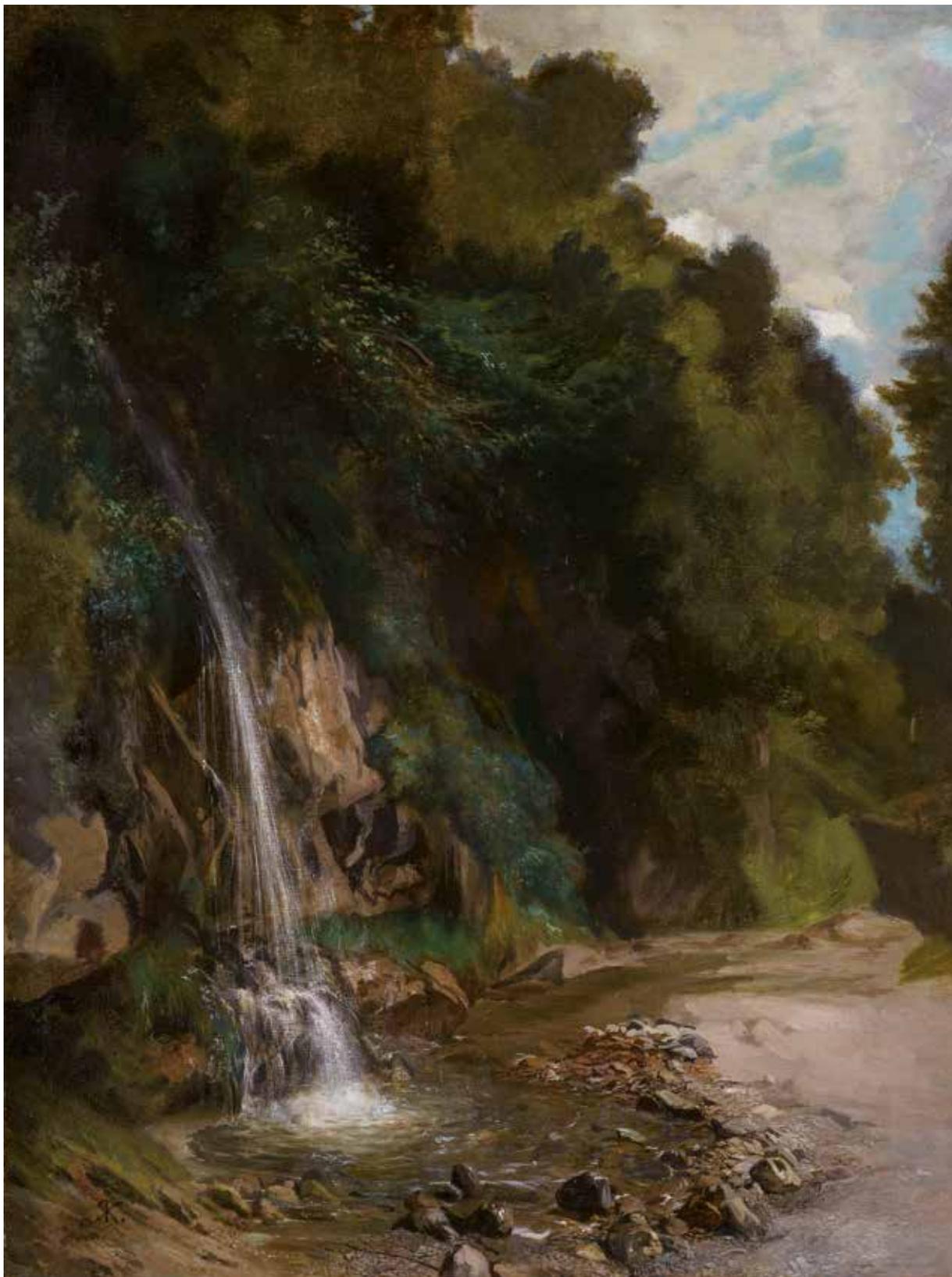
diese Zonen im Menschlichen, die gänzlich undurchdrungen sind von Hass.

Verirrt im LSD-Rausch

Eine ganze Generation hat es versucht, lebte *love, peace and happiness*, alle waren nett zueinander, teilten alles, Pot, Frauen, Essen, Sehnsüchte. Sie versuchten sogar, dem Hass, der ihnen von den Reaktionären entgegengebracht wurde, mit Liebe zu begegnen wie seinerseits Jesus, und es schien für vielleicht einen oder zwei Sommer, dass es klappen könnte, aber dann blieb die Liebe auf der Strecke, irgendwie, verging im Rauch und auch Rausch des Dopes, verirrte sich im LSD-Rausch, scheiterte am Menschlichen, an der Schattenseite der Liebe, dem Hass.

Der Mensch ist, so scheint es, in seinem Kern ein latent gehässiges Wesen, und Hass ist ein Instrument, um die Ängste zu kanalisieren, festzumachen, bekämpfbar in einem Feindbild. Beim Prozess des Hassens ist der Frontallappen, dieses Areal für logisches Denken und Urteilsvermögen, aktiver als bei der Liebe, bei der er sich auflöst wie Verspannungen in einem Vollbad. Liebe macht viel mehr blind als Hass, weil durch die hässliche, wenn man so will, Aktivierung des Frontallappens der Mensch mehr Kontrolle behält, vorzugsweise, um Racheakte besser planen zu können.

So liegen sie, Liebe und Hass, für immer wohl in einem dauernden Gerangel, und beide schaffen ihr Gegenteil. Menschsein ist absurd.



«Am Weg von Weggis nach Vitznau» von Rudolf Koller (1828 Zürich -1905 ebenda),
Öl auf Leinwand, monogrammiert, grossformatiges Gemälde: 120 x 90 cm.

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Bern ist interessant

Stadtpräsident Alec von Graffenried stellt seine Heimat vor.

Eine Reise von Ostermundigen nach Ausserholligen, mit ein paar Abstechern in die Geschichte.

Erik Ebnetter

Andere Zeiten, andere Lieder: Edmund Burke, der grosse Konservative des 18. Jahrhunderts, bezeichnete die Republik Bern einst als «eines der glücklichsten, wohlhabendsten und am besten regierten Länder der Welt». Heute schnöden Liberale und Konservative über die «Beamtenstadt» und «Steuerhölle». Die schönste Schimpfkanonade stammt von der NZZ: Sie beschreibt Bern als «linkes Bullerbü» und «Weltkulturerbe mit Sozialismus-Charme».

Während sich die Urteile wandelten, klingt der Name des Stadtpräsidenten wie ein Echo aus der Vergangenheit. Der Mann heisst Alec von Graffenried. Seine Familie war ab 1352 im Kleinen Rat vertreten und stellte bis 1798, dem Ende des Ancien Régime, vier Schultheissen und viele weitere Amtsleute. Ihr Wappenspruch lautet: «Fac recte, neminem time» («Tue recht, scheue niemand»). Die Graffenrieds zählten zu jener Führungsschicht, von der Preussenkönig Friedrich der Grosse sagte, sie habe «Würde in allem, was sie tut».

Tatsächlich ist das alte Bern schon mit Preussen verglichen worden, aber auch mit Sparta, diesem Kasernenstaat der griechischen Antike. Der französische Aufklärer Montesquieu sah sogar eine Ähnlichkeit zur Weltmacht Rom. Was Preussen, Sparta und Rom mit dem alten Bern verbindet, ist ein gewisser Militärgest. Auch wenn Bern heute eher an ein «Sozialparadies» erinnert (nochmals die NZZ), scheint dieser Geist da und dort fortzuleben. Zuletzt ging die Polizei hart gegen Demonstranten vor.

Bern hat die Schweiz geformt. Sein Einfluss lässt sich kaum überschätzen. Zeitweise besass die Stadt ein Drittel des eidgenössischen Territoriums. Ohne Bern gäbe es keine Romandie, wie wir sie kennen. Ohne Bern wäre Genf vielleicht nie reformiert geworden. Der Calvinismus, der Amerika prägte, wäre nie entstanden. Ein Hauch von Weltgeschichte durchweht die Altstadt mit ihren Arkaden, die seit 1983 zum Weltkulturerbe zählt.

Alec von Graffenried, geboren 1962, ist ein Kind dieser Stadt, ihrer faszinierenden Ge-

schichte und irritierenden Gegenwart. Er ist ein Angehöriger der alten, konservativen Elite und führt als Grüner eine linke Regierung an. Er ist in normalen Verhältnissen aufgewachsen, wie wir sehen werden, und besitzt mit Verwandten ein Schloss und viel Wald.

Machen wir's kurz: Bern ist interessant und hat einen interessanten Präsidenten.

Wir fragten Graffenried, ob er uns sein Bern zeigen würde. Er sagte sofort zu. Am liebsten hätte er die Tour mit dem Velo unternommen. Aus organisatorischen Gründen ziehen wir



Unterwegs im Elektro-Tuk-Tuk.

mit einem Tuk-Tuk los. Es hat einen Elektroantrieb, und auf seiner Rückseite prangt ein Klimastreik-Aufkleber. In Bern herrscht schliesslich «Klima-Notstand».

Alec von Graffenried hat acht Stationen ausgewählt, um seine Stadt vorzustellen. Vier Stunden soll der Rundgang dauern. In Bern ist Ferienzeit, der Stadtpräsident hat weniger Termine als üblich.

9.00 Uhr, Ostermundigen

Wo einst der legendäre Gasthof «Bären» stand, erhebt sich heute der Bäre-Tower. 100,5 Meter ist er hoch. Die Dezimalstelle ist wichtig. Das

Berner Münster misst 100,6 Meter. Kein Gebäude in der Stadt soll höher sein als die spätmittelalterliche Kirche.

Noch ist Ostermundigen eine eigenständige Gemeinde. Wenn man sich hier an städtische Gepflogenheiten hält, lässt sich das als Heiratsantrag deuten. 2023 wird über den Beitritt zu Bern abgestimmt. Der Anstoss dazu kam von Ostermundigen. Die Heimat schönster Frauen (Ursula Andress, Michelle Hunziker) wirft sich in die Arme des Berner Bären.

Es darf ein bisschen pathetisch klingen, immerhin sprechen wir von einem Jahrhundertprojekt. Der Anschluss Ostermundigen wäre die erste Stadterweiterung seit 1919, als Bümpliz zu Bern stiess. Der Bäre-Tower ist das Symbol dafür. Bezugsbereit ab 2022, wird er das höchste Wohnhaus der Schweiz sein. Einst war Bern der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen. Nun soll die Stadt wieder wachsen, auch in die Höhe.

Graffenried zeigt vom Dach hinunter Richtung Stadt, zum Quartier Murifeld. Dort wohnt er mit seiner Familie. Wenn er seine Joggingrunde dreht, kommt er auch durch Muri und Ostermundigen. In Muri sind die Steuern tiefer, in Ostermundigen höher als in Bern. Viele Nachbargemeinden haben tiefere Steuern als die Stadt. Darum sind Berns Wachstum enge Grenzen gesetzt. Das ist, bei allem Pathos, die prosaische Wirklichkeit.

Trotzdem, der Ausblick ist phänomenal. In der Ferne schälen sich Eiger, Mönch und Jungfrau aus dem Hochnebel, davor steht klein und stolz der Ostermundigenberg. Von dort stammt der Sandstein, der Berns Altstadt seine Farbe gibt. Auch das Münster ist daraus gebaut. Ostermundigen prägte das Stadtbild, lange bevor der Bäre-Tower seine Schatten warf.

9.40 Uhr, Allmend

Schöne Aussichten hin oder her: Hohe Steuern gelten als Zeichen fehlender Finanzkraft. Auch Bern steht im Ruf, die wirtschaftliche Entwicklung zu vernachlässigen. Graffenried möchte dieses Bild korrigieren. «Auf 143 000 Einwohner kommen 188 000 Arbeits-



«Auf die Weltkarte gesetzt»: Graffenried neben dem Einstein-Denkmal an der Universität.

plätze», sagt er. «Das macht Bern zur Stadt mit der höchsten Arbeitsplatzdichte in ganz Europa – obwohl der Bund fünftausend Arbeitsplätze in zwanzig Jahren abgezogen hat.»

Wir stehen auf einem kleinen Hügel in der Allmend. Linkerhand befindet sich die Postfinance-Arena, wo der SC Bern seine Heimspiele austrägt, rechterhand das Wankdorf-Stadion, die Heimat der Young Boys. Dazwischen erstreckt sich das Messegelände. «Diese Event-Infrastruktur ist weitgehend privat finanziert», sagt Graffenried.

Bekannt für seine mittelalterliche Altstadt, wirkt Bern an diesem Ort modern und grossstädtisch. Im Hintergrund sind mehrere Bürogebäude zu sehen. Post und SBB haben hier ihre Hauptsitze. Der Biopharma-Konzern CSL Behring, die «Perle der Berner Wirtschaft», wie Graffenried es formuliert, unterhält in der Nähe eine Produktionsstätte. Auch der Baukonzern Losinger Marazzi ist in der Gegend beheimatet.

Jurist Graffenried war jahrelang für Losinger Marazzi tätig und hat an der Entwicklung dieses Gebiets mitgewirkt. 4500 Arbeitsplätze sind hier entstanden, dazu 150 Wohnungen, mehrere Restaurants, Bars und Läden. Berns Wirtschaft, so lautet Graffenrieds Botschaft, sei quicklebendig. Und wer leisen Zweifel daran

äussert, dem hält er entgegen: «Jede Toblerone, ob sie in Tokio, Dubai oder Los Angeles im Regal steht, kommt aus Bern.»

10.10 Uhr, Bundesplatz

Über Umwege erreichen wir den Bundesplatz. Die Altstadt auf der Aare-Halbinsel ist praktisch autofrei. Auch für den Stadtpräsidenten im Elektro-Tuk-Tuk gelten die strengen Verkehrsregeln. Was Bürgerliche als wirtschaftsfeindliche Verbotspolitik brandmarken, preist Graffenried als weitsichtige Stadtentwicklung. So habe die Berner Marktgasse eine «höhere Fussgängerfrequenz» als der Broadway in New York – was immer das heissen mag.

Klar ist: Bern ist so zentral organisiert wie keine andere Schweizer Grossstadt. Das Leben spielt auf der Aare-Halbinsel, das Angebot ist vielfältig. Ob sich all das Kunsthandwerk in den kleinen Läden auch verkauft, scheint weniger wichtig zu sein. Viele Häuser gehören der Bürgergemeinde, wo sich die alten Geschlechter versammeln. Romantik geht über Rendite.

Die prächtigen Patriziergebäude lassen den einstigen Reichtum der Stadt erahnen. 1798 raubten Napoleons Truppen den Berner Staatschatz. Heute hätte er einen Wert von 600 Milliarden Franken. Der Kanton könnte damit für 115 Jahre auf Steuereinnahmen verzichten.

Bern wäre eine reiche Braut, umworben von mehr Gemeinden als nur Ostermündigen.

Seit 1848 haben die Bundesbehörden hier ihren Sitz. Manche behaupten, das habe die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt gehemmt. «Ich setze dahinter ein Fragezeichen», sagt Graffenried. «Bundesverwaltung, öffentliche Institutionen, Kontrollbehörden, nationale Verbände und Organisation schaffen hochwertige Arbeitsplätze.»

Was der frühere Nationalrat hingegen beklagt, ist das «ungeklärte Verhältnis» zwischen Bern und dem Bund. «Wir nehmen unsere Hauptstadtrolle wahr. Aber der Bund steht nicht zu seiner Hauptstadt.»

Jeden Donnerstag gibt es unbewilligte Demonstrationen gegen die Corona-Politik des Bundesrats. «Die Leute haben die Nase voll davon», so Graffenried. Die harten, vielfach kritisierten Einsätze der Polizei bezeichnet er als «angemessen». Vielmehr störe ihn, dass Bern alleingelassen werde. Er wünscht sich mehr Respekt vom Bund.

10.30 Uhr, Bahnhof und Universität

Auch in anderen Fällen fühlt sich Bern benachteiligt. Der Bahnhof stösst mit rund einer Viertelmillion Passagiere pro Tag an seine Grenzen. Nur der Zürcher HB ist grösser, allerdings

auch besser ausgestattet. «Die SBB haben Bern lange vernachlässigt», sagt Graffenried, als er mit weiten Schritten über den Bahnhofsplatz geht. Immerhin werde der Bahnhof jetzt für eine Milliarde Franken «aufgehübscht».

Bald hellt sich seine Miene auf. Wir kommen zur Universität, wo Graffenried studiert hat. Er steuert auf eine Bank zu: Bern hat hier seinem berühmtesten Bewohner ein Denkmal errichtet. Der Physiker Albert Einstein erlebte 1905 in der Stadt sein *annus mirabilis*, sein Wunderjahr, und veränderte mit fünf Arbeiten das Weltbild der Menschheit. Oder wie es Graffenried formuliert: «Einstein hat Bern auf die Weltkarte gesetzt.»

Sonst eher ein nüchterner Charakter, kommt er nun richtig ins Schwärmen. Er erzählt vom Maler Paul Klee, der zur selben Zeit wie Einstein in Bern lebte. Klee war ein virtuoser Geiger und spielte, um Geld zu verdienen, im Sinfonieorchester. Von Einstein ist bekannt, dass er ein Liebhaber klassischer Musik war. «Ich stelle mir manchmal vor», sagt Graffenried, «wie das Genie Einstein dem Genie Klee im neueröffneten Casino zuhörte. Und beide waren noch völlig unbekannt.»

10.55 Uhr, Länggasse

Aufgewachsen ist Graffenried im damaligen Arbeiterquartier Länggasse, in der Nähe von Bahnhof und Universität. Sein Vater betrieb hier eine Praxis für Orthopädie und arbeitete mit dem Chirurgen Maurice Müller zusammen, der als Unternehmer ein Vermögen machte und später am Stadtrand das Zentrum Paul Klee erbaute.

Vater Graffenried starb schon 1971, als sein Sohn Alec, bürgerlich Alexander, neun Jahre alt war. Dieser zeigt jetzt im Vorbeifahren auf den Block, wo er mit der Mutter und den drei Geschwistern in einer Wohnung lebte. Um sein Studium zu finanzieren, füllte er Regale in der Migros auf, arbeitete als Kellner und Chauffeur, während andere Berner Patrizier noch den Lebensstil feudaler Herrlichkeit pflegten («Syt dir öpper, oder nämet dir Lohn?»).

Gefragt, was sich in der Länggasse am meisten verändert habe, nennt Graffenried die leeren Strassen. «Hier donnerten früher massenweise Autos vorbei, und fast jede Woche gab es an der Kreuzung bei unserer Wohnung einen Unfall.» Heute ist das Quartier verkehrsberuhigt. Das erhöhte die Lebensqualität, führte aber auch zu steigenden Mieten,

«Die Bürgerlichen scheitern in den Städten, weil sie die falsche Verkehrspolitik machen», sagt Graffenried. «Sie ignorieren die Bedürfnisse der Bevölkerung.» Er orientiert sich eher am Rhythmus seiner pferdereitenden Vorfahren. Maximal Tempo 30 soll in Bern gelten. «Das ist eine menschliche Geschwindigkeit», so Graffenried. Tatsächlich dürften die alten Schultheissen mit dem Lebenstempo in

der Länggasse vertraut sein, kämen sie ihren Erben besuchen. Unmöglich? Die Grundlagen für Zeitreisen schuf Einstein in Bern.

11.30 Uhr, Insele Spital

Nach all den historischen Abschweifungen wird es kaum mehr jemanden überraschen: Das älteste Unternehmen der Schweiz steht in Bern. Es ist das Insele Spital und geht zurück auf eine Stiftung der Bernburgerin Anna Seiler von 1354. Die Graffenrieds gehörten damals schon zum Patriziat. Heute ist die Insel-Gruppe das grösste Spital der Schweiz.

Wir stehen auf dem Dach des Bettenhauses. Die Stadt, die wir erblicken, liess Künstler frohlocken und fluchen. Der Dichter Rainer Maria Rilke schwärmte: «Endlich ein Gesicht, ein Stadtgesicht, und trotz aller Eingriffe, von welcher Abstammung und Beharrlichkeit!» Sein Zeitgenosse, der Maler Ferdinand Hodler, wütete: «Das alte Bern war unbeschreiblich schön, und die verdammten Vandalen haben all das Schöne ingerissen und zerstört.»

Eingerissen, aber auch wiederaufgebaut wird das Insele Spital mit all seinen Gebäuden ohne Unterlass, immer wieder. «Wir haben uns von der Vorstellung verabschiedet, die «Insel» sei jemals fertiggestellt», sagt Graffenried. Er versteht das Spital als Symbol für seine Stadt: mit der Vergangenheit verbunden, in der Gegenwart erfolgreich, der Zukunft zugewandt.

12.10 Uhr, Genossenschaft Huebergass

Über den Erfolg Berns in der Gegenwart liesse sich streiten. Finanziell läuft es schlecht. Die Rechnung ist tiefrot. Die Bevölkerung scheint das wenig zu kümmern. 97 Prozent leben laut Umfrage gern hier. Seit dem Jahr 2000 wächst die Stadt wieder.

Das dürfte auch mit der grosszügigen Wohnpolitik zu tun haben. 77 000 Wohnungen stehen in Bern, ein Zehntel davon gehört Genossenschaften. Die links-grüne Regierung fördert den gemeinnützigen Wohnungsbau und vergibt Land zu günstigen Konditionen im Baurecht. Ohne solche Angebote würden bald nur noch teure Wohnungen angeboten, sagt Graffenried. Darum schaffe die Stadt ein ergänzendes Angebot. «Alle sollen die Chance haben, in Bern zu leben.»

Ein Beispiel ist die Mietergenossenschaft Huebergass. 103 Wohnungen sind hier entstanden. 400 Menschen leben in der Siedlung, davon 200 Kinder. Die Mieten sind unschlagbar tief. Fünfeinhalb-Zimmer-Wohnungen sind schon für 1100 Franken im Monat zu haben. Alles wirkt freundlich und lebendig, tatsächlich wie ein kleines «Sozialparadies».

Graffenried selber wohnte immer in Bern. Er heiratete früh und war schnell zweifacher Vater. Nach der Scheidung wollte er in der Nähe der Familie bleiben. Später heiratete er noch einmal, zwei weitere Kinder folgten. Er kennt jede

Ecke und jede Strasse seiner Stadt. Gelegentlich fachsimpelt er mit dem Tuk-Tuk-Fahrer über Schleichwege.

12.35 Uhr, «Haus der Religionen»

Bald sind wir bei der letzten Station unserer Tour angelangt, dem «Haus der Religionen» in Ausserholligen. «Dieses Zentrum ist einmalig», sagt Graffenried. Alle möglichen Gläubigen feiern hier ihre Gottesdienste. Die Hindus sind dabei eher laut, die Buddhisten eher leise. «Solche Alltagskonflikte lassen sich mit der unaufgeregten Berner Art bestens lösen.»

Ein kurzer Abstecher führt uns in den Hindu-Tempel mit seinen farbigen Gottheiten. Hier sei eine regelrechte Reformation im Gang, berichtet Graffenried. «Es gibt kein Kastensystem mehr, und die Frauen sind gleichberechtigt.» Wiederholt sich die Geschichte? Ist nun Indien



«Endlich ein Gesicht, ein Stadtgesicht»:

an der Reihe, nachdem Bern via Genf schon die amerikanische Kultur beeinflusst hat?

Wir lassen die spekulativen Fragen im Tempel zurück und gehen ins angeschlossene Restaurant mit ayurvedischer Küche. Die indischen Betreiber freuen sich über den prominenten Gast. Nach dem Essen wollen sie sich mit ihm fotografieren lassen. Graffenried nimmt sich die Zeit, auch wenn er schon weg sein müsste. Der nächste Termin wartet, trotz Ferienzeit.

Letzte Frage: Was zeichnet den Berner aus? Graffenried überlegt keine zwei Sekunden: «Gelassenheit.» Auf Berndeutsch übersetzt: *Nume nid gschprängt*. Es ist die Auslegung seines Familienmottos im 21. Jahrhundert («Tue recht, scheue niemand»), zeugt vom ruhigen Selbstbewusstsein einer alten Stadt.

Alles *gäng wie gäng*, alles bleibt gleich. Bern bleibt interessant.



Mehr Respekt: Bundeshaus.



Reformation im Gang: Auserholligen.



Ausblick vom Bettenhaus des Inselspitals.



«Menschliche Geschwindigkeit»: Bahnhofplatz.



Grosszügige Wohnpolitik: Genossenschaft Huebergass.



Privat finanziert: Allmend.



Exklusives Leserangebot: «Jungfrauoch – Top of Europe» Alpenwelt der Superlative

Das Jungfrauoch zählt zu den grössten Attraktionen der Schweiz. Hier oben liegt der höchstgelegene Bahnhof Europas auf 3454 Metern über Meer. Mit diesem exklusiven Leserangebot fahren Sie zum Spezialtarif auf das «Top of Europe». Und zwar an Bord des neuen Eiger-Express – der modernsten 3S-Bahn der Welt!

Wer auf der Aussichts- und Erlebnisplattform des Jungfrauochs steht, spürt: Das ist eine andere Welt. Hier präsentiert sich, was die Menschen an den Alpen fasziniert: eine majestätische Kulisse aus Eis, Schnee und Fels mit atemberaubender Fernsicht. Inklusive Aletschgletscher, der längste Gletscher der Alpen und Unesco-Weltnaturerbe.

Bereits die Anfahrt ist ein Highlight. Im Eiger-Express mit seinen geräumigen Panorama-Kabinen erscheint die 1800 Meter hohe Eigernordwand zum Greifen nah. In fünfzehn Minuten ist man auf dem Eigergletscher, wo man auf die Jungfraubahn umsteigt, die in 25 Minuten direkt aufs Plateau fährt. Mit Zwischenhalt an der Station Eismeer; hier erleben Sie, wie die Schweiz in der letzten Eiszeit ausgesehen haben muss.

Bei der Bergstation empfiehlt sich ein Rundgang durch den Eispalast, eine frostige Szenerie mit Werken lokaler Künstler. Wer noch höher hinaus will, lässt sich mit dem ultraschnellen Lift zur 108 Meter höher gelegenen

«Sphinx»-Terrasse bringen. Noch mehr Gletscherwelt bietet die Wanderung vom Jungfrauoch zur nahegelegenen Mönchsjochehütte.

Die Jungfrauregion hat noch viel mehr zu bieten für abenteuerlustige Familien und Individualisten. Idealer Ausgangspunkt ist das Grindelwald-Terminal mit Shoppingcenter, direktem ÖV-Anschluss und einem online buchbaren Parkhaus.



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot:
«Jungfrauoch – Top of Europe»

Leistungen:

Fahrt Grindelwald-Terminal – Eigergletscher – Jungfrauoch (retour)

Spezialpreise:

Mit Halbtax/GA: Fr. 79.– (statt 95.–)
Ohne Halbtax/GA: Fr. 107.– (statt 190.–)
Kinder: Fr. 20.– (statt 95.–)

Kinder mit der Kinder- oder der Junior-Mitfahrkarte reisen in Begleitung eines Erwachsenen gratis.

Buchung:

Buchen Sie Ihr Ticket über Telefon 033 828 72 33 oder per E-Mail an info@jungfrau.ch. Bitte Stichwort «Platinclub» und *Weltwoche*-Abo-Nummer angeben.

Veranstalter:

Jungfrauabnen, 3800 Interlaken
www.jungfrau.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Berset, Nause, Rytz, Saakaschwili, Kwarteng



Mehr Geld: Sportministerin Amherd.

Viola Amherd, Geldgeberin, gibt sich selbstbewusst. Am Empfang der Schweizer Olympia-Athleten in Magglingen erklärte die Sportministerin: «Ich bin mir bewusst: Nicht alles, was in Tokio glänzte, hat auch mit der Sportförderung des Bundes zu tun. Aber einiges.» Viele staatliche Förderungsmittel gleich viel Erfolg. Irgendwie erinnert das doch an Aussagen von Politikern aus früheren Ostblockstaaten, wenn sie erklärten, weshalb ihre Länder bei den Olympischen Spielen wieder im grossen Stil abgeräumt hatten. Auch für die Zukunft müssten sich die Athleten keine Sorgen machen. «Und Sie dürfen sich sicher sein: Wir werden nicht aufhören mit unseren Anstrengungen», fügte die Mitte-Politikerin an. Im Bundeshaus-Jargon: Der Bund wird künftig noch mehr Geld ausgeben. (odm)

Alain Berset, Impfwängler, ist mit seinem Latein am Ende. Zwar hat der Bundesrat vor Wochenfrist grossspurig angekündigt, er wolle die verbleibenden Zweifler in einer konzertierten Impfwache zur Spritze bekehren. Wie das aber genau gehen soll, das weiss die Regierung nicht. Um die Kreativitätsdefizite seiner Beamten zu kompensieren, liess Berset jetzt die Verbände ins Bundeshaus kommen, um Vorschläge zu entwickeln. Der Erfolg bleibt abzuwarten – vielleicht war ja bereits die Impfwache keine Glanzidee. (fsc)

Reto Nause, Vermummter, markiert Präsenz. Der Berner Polizeidirektor liess wiederholt durchblicken, er sei bei fast jeder Demonstration der Zertifikatsgegner vor Ort gewesen. Seit einigen Tagen kursiert nun ein Bild des Mitte-Politikers, das zeigt, wie er, mit Kapuze, Mütze und Sonnenbrille getarnt, mit der Handykamera fotografiert. Nun hält sich im Netz hartnäckig die Legende, Nause habe



Tarnung: Polizeidirektor Nause.

sich am 14. Oktober inkognito unter die Teilnehmer der Antizertifikatsdemo in Bern gemischt, um deren Treiben zu dokumentieren. Das sind allerdings Fake News. Laut Nause ist die Aufnahme vier bis fünf Jahre alt. Es stimmt allerdings, dass sie damals am Rand einer Kundgebung in Bern geschossen wurde. (hmo)

Regula Rytz, Kiffer-Sympathisantin, freut sich: Die Gesundheitskommission des Ständerats spricht sich für die Aufhebung des Cannabisverbots aus. Die Grünen seien schon lange auf diesem Kurs, twitterte die Berner Nationalrätin und frühere Präsidentin der Grünen nach dem Entscheid sofort in die Welt hinaus. Für Rytz lautet die Devise beim Cannabis: regulieren statt kriminalisieren. Das wollten vor Jahrzehnten auch die Niederländer mit ihrer liberalen Drogenpolitik. Sie sind inzwischen das europäische Mekka von Rauschgift-Gangs, die vor Anschlägen auf missliebige Journalisten und Politiker nicht zurückschrecken. (hmo)

Micheil Saakaschwili, Chamäleon, will schlank vor seine Richter treten. Der wegen Amtsmissbrauchs gesuchte Ex-Präsident Georgiens war kürzlich festgenommen worden, als er heimlich in seine Heimat zurückkehrte. Bei einem Hungerstreik in Untersuchungshaft will er elf Kilo verloren haben. Dem widerspricht, dass man sieben leere Honiggläser in seiner Zelle gefunden haben will. (ky)

Kwasi Kwarteng, Optimist, setzt bei der Bewältigung der Energiekrise jetzt auf himmlische Hilfe. Zu einem Treffen mit den Chefs von Energiefirmen brachte der britische Wirtschaftsminister eine Vorhersage des Wetterdiensts mit. Demnach sei mit einem milden Winter zu rechnen. (ky)

Balzarettis Diplomatie der Missverständnisse

Alle paar Wochen kochen Medien die Story wieder auf, dass die Stimmung zwischen der Schweiz und Frankreich unter den Gefrierpunkt gefallen sei, weil wir statt des französischen Rafales den US-Kampffjet F-35 kaufen wollten. Das Zerwürfnis beruht offenbar auf einem Missverständnis. Die Franzosen fühlen sich von der Eidgenossenschaft hintergangen, weil man sie im Glauben gelassen habe, man werde den französischen Kampffjet kaufen. Die Schweiz hat das immer dementiert.

Die Frage ist, wie es zu derartigen unterschiedlichen Interpretationen und Einschätzungen kam. Dies konnten bisher weder Bundespräsident Guy Parmelin noch Aussenminister Ignazio Cassis beantworten, die beide mit französischen Amtskollegen Gespräche dazu führten. Umgekehrt haben die Franzosen jedoch auch nie präzise ausformuliert, wer ihnen diese angeblichen Versprechungen zum Kampffjet gemacht haben soll.

Vorwürfe an die Schweiz

Einzelne Vertreter anderer Departemente zeigen aber inzwischen auf den Schweizer Botschafter in Paris, den Top-Diplomaten Roberto Balzaretti. Erstens, weil die Franzosen den Flugzeugdeal mit dem vom Tessiner ausgehandelten Rahmenvertrag verknüpfen und ihn so wohl auch wiederbeleben wollten. Der Bundesrat hat dieses Abkommen vor einigen Monaten beerdigt.

Zweitens sei es auffällig, dass überall dort, wo es zu Missverständnissen komme, Balzaretti nicht weit weg sei. Dabei wird auf ein Gerangel verwiesen, zu dem es am Ende der Verhandlungen zu eben diesem institutionellen Rahmenabkommen zwischen Schweizer und EU-Kommissaren gekommen sei. Brüssel fühlte sich damals getäuscht, weil die Schweiz sich nachträglich von einem angeblich gemeinsamen Protokoll zu den flankierenden Massnahmen distanzierte. Balzaretti leitete damals als Staatssekretär des Aussendepartements (EDA) die Verhandlungen mit der EU.

Die Franzosen richten nun, bezogen auf den Kampffjet-Entscheid, ähnliche Vorwürfe an die Schweiz. Ob Balzaretti hier aber ebenfalls die Hände im Spiel hatte, konnte das EDA nicht sagen. Fest steht nur, dass Balzaretti laut Medien seit dem Kampffjet-Entscheid Mühe hat, in Paris Ansprechpartner zu finden.

Hubert Mooser

MÖRGELI

Das wahre Sorgenkind

Sie teile kräftig aus, meint der *Tages-Anzeiger* bewundernd zu Sanija Ameti. Die neue Präsidentin der Operation Libero hatte zuvor gegenüber der NZZ den Satz geäussert: «Die FDP ist unser grösstes Sorgenkind.» Warum ist die FDP Ametis grösstes Sorgenkind? Weil bei den Freisinnigen die Gremien noch immer demokratisch gewählt werden? Ameti gelangte durch ein undemokratisches Vorstandsgemaischel an die Spitze ihrer Organisation. Hauptsache hübsch. Hauptsache jung. Hauptsache Frau.

In der NZZ griff Ameti die FDP frontal an, weil deren Bundesräte den EU-Rahmenvertrag und damit die automatische Rechtsübernahme aus Brüssel nicht unterstützt hatten. Ameti will die Schweiz im Schnellzug der EU unterstellen. Sogar ihre eigene Grünliberale Partei mache «in der Europafrage nicht genug». Dabei findet deren Vizepräsident den EU-Beitritt «die beste Lösung». Noch mehr als EU-Beitritt geht kaum.

Die EU-Begeisterung der neuen Präsidentin der Operation Libero wirft Fragen auf: Warum haben ihre aus Bosnien geflüchteten Eltern 1995 ausgerechnet die isolierte Schweiz als Asylsland ausgesucht? Warum gingen sie nicht in ein gepriesenes EU-Land? Beispielsweise nach Portugal oder Griechenland? Und etwas später nach Rumänien oder Kroatien? Warum haben sie ausgerechnet in der Schweiz ausgeharrt, selbst als der Bosnienkrieg längst vorüber war und sie nach unserem Gesetz hätten heimreisen sollen?

Denkbar ist, dass die bosnische Familie Ameti hierzulande am meisten Frieden, Freiheit, Demokratie und Wohlstand erwarten durfte – also ausserhalb der EU. Umso mehr erstaunt die dröhnende Tirade einer 28-Jährigen über das «Sorgenkind» FDP. So kindlich ist diese Partei auch wieder nicht. Sie hat 1848 immerhin unseren Bundesstaat gegründet. Und damit ist die FDP verantwortlich für jenes Erfolgsmodell, dessen Früchte heute eine ziemlich undankbare Sanija Ameti geniesst. Vielleicht werden wir noch erleben, dass eine frühere bosnisch-muslimische Asylbewerberin unser Land in die EU führt. Operation Libero gelungen, Patient gestorben.

Christoph Mörgeli

Booster gegen Zertifikat

Unternehmerin Rahel Blocher bricht mit ihren Prinzipien – und steigt in den Abstimmungskampf gegen das Covid-Gesetz ein.

Alex Baur

Wer in der Schweiz als ein oder eine Blocher geboren wird, kann sich der Politik nur schwer entziehen. Doch Rahel, die jüngste der drei Töchter des SVP-Urgesteins Christoph Blocher (81), hielt sich stets bedeckt. Sieht man von einem kurzen Auftritt als Teenager in der SRF-«Arena» ab, wusste man nie, wo die erfolgreiche Unternehmerin (geschätztes Vermögen gemäss *Bilanz*: acht Milliarden Franken) weltanschaulich zu verorten ist.

An ihrem 45. Geburtstag wird bekannt: Rahel Blocher engagiert sich gegen das Covid-Gesetz, über das am 28. November abgestimmt wird. Sie ist das bekannteste Aushängeschild des kürzlich von Ärzten, Unternehmern und Juristen gegründeten Vereins «Gesund und frei». Die Gruppe fordert die sofortige Aufhebung aller Zwangsmassnahmen und insbesondere der Zertifikatspflicht. Präsiert wird sie vom Arzt Stephan Rietiker, der auf seinem Blog «Inside Corona» für eine evidenzbasierte Gesundheitspolitik plädiert. Vorgesehen ist eine Kampagne mit Inseraten und Plakaten.

Wie Rahel Blocher auf Anfrage erklärte, liess sie sich gegen Covid-19 impfen, sobald dies möglich war. Sogar die aktuelle Grippeimpfung habe sie bereits intus. Sie ist damit definitiv keine Impfgegnerin. Aber sie setzt sich dafür ein, dass jeder frei entscheiden kann, ob es für ihn sinnvoll ist, sich impfen zu lassen.

Überzeugung statt kollektiver Zwang

Sie habe sich schon im letzten Jahr darüber aufgeregt, wenn Kritiker von Zwangsmassnahmen und Panikmache als Verschwörungstheoretiker, Idioten oder Asoziale diffamiert und mundtot gemacht wurden, sagt Rahel Blocher. Viele Massnahmen waren aus ihrer Sicht unverhältnismässig und rational nicht zu begründen. Als der Bundesrat im September – entgegen allen früheren Versprechen – via Zertifikat eine faktische Impfpflicht anordnete, platzte ihr der Kragen: «Zum ersten Mal in meinem Leben geriet ich in Versuchung, an einer Demonstration teilzunehmen.»

Nach einem Mittagessen mit einem Anwalt, der über das Corona-Regime wetterte, dies aber

aus Rücksicht auf seine Kanzlei nicht öffentlich tun durfte, wurde für sie klar: «Jetzt musst du halt selber hinstehen.»

«Wir sind keine Corona-Leugner», sagt Blocher, «höchstens Massnahmen-Leugner.» Das Komitee stellt sich auf den Standpunkt, dass die von oben angeordneten und mit einem Mix aus Propaganda und Repression durchgesetzten Massnahmen nicht nur gegen rechtsstaatliche Prinzipien verstossen, sondern auf die Dauer auch mehr schaden als nützen.

Mit seinen Leitmotiven – echte Solidarität statt Spaltung, Gesundheitsförderung statt Angstmacherei, Freiheit statt Scheinnormalität – signalisiert der Verein, dass sich Alternativen zum kollektiven Zwang anbieten. Denn eine Konstante hat die Corona-Politik bislang deutlich gezeigt: Hektisch irgendwelche Massnahmen zu verfügen, ist einfach – viel schwieriger ist es, diese wieder aufzuheben und zur Normalität zurückzufinden.



Dänemark–Schweiz: 3:0

Dänen spielen besser Fussball und sind schneller beim Impfen und bei erneuerbaren Energien.



Während vieler Jahre lobte ich immer wieder die vor der Haustüre stehenden Vorteile der kommenden Elektroautos. Der Mehrheit der Leserinnen und Leser der *Weltwoche* ging das ganz schön auf den Keks.

Seit gefühlten zwei Jahren habe ich aufgehört, gross über Elektroautos zu schreiben. Der Grund: Sie setzen sich durch. Und nächstens sind E-Autos auch billiger als Verbrenner. Und sie machen – wenn wir der letzten Beilage der *Weltwoche* glauben wollen – auch im oberen Preissegment unheimlich viel Spass. Das Haptische, das gefühlt Erlebte überzeugt immer mehr die einstigen Zweifler.

In letzter Zeit schreibe ich – wenn der Leser Fritz Sperber recht hat – etwas zu viel über die Vorteile von alpinen, bifazialen Freiflächen-Solaranlagen. Diese produzieren, wenn man sie auf über 2000 Meter über Meer installiert, zu Spottpreisen 50 Prozent Winterstrom. Fasziniert mich irgendwie.

Neu drohen uns Stromausfälle von bis zu 500 Stunden pro Jahr. Neu sollen alle Unternehmen, die mehr als 100 000 Kilowattstunden Strom pro Jahr beziehen, Notfallpläne erstellen. Und dies im Land mit den besten Standortvorteilen für den ökologischen Umbau. Dank den bestehenden Speicherseen und dem kommenden solaren Alpenstrom.

Wir können der Zukunft tiefenentspannt entgegensehen. Wenn wir dies könnten. Nur stehen wir uns selbst im Weg. Vermutlich hat das mit unserer Geschichte zu tun. Hungersnöte und Auswanderung prägten noch vor wenigen Generationen die Schweiz. Das hat uns wohl genetisch etwas stark geprägt.

Themenwechsel: Niemand darf besoffen Auto fahren. Die Promille-Grenze wurde mit messbaren Erfolgen gesenkt. Wer alkoholisiert nach einem Fest nach Hause kurvt, wird selbst im Wallis ab und zu kontrolliert und bestraft. Früher war das nicht der Fall.

Das Gleiche gilt für jene immer kleiner werdende Zahl von Renitenten, die keinen Sicherheitsgurt anlegen wollen oder ohne Freisprechanlagen herumtelefonieren.

Und wer mit dem Auto zu schnell unterwegs ist, bezahlt eine Busse. Und wer mit viel zu hohen Geschwindigkeitsüberschreitungen erwischt wird, der muss zusätzlich mit dem

«Wir können der Zukunft tiefenentspannt entgegensehen. Wenn wir dies könnten.»

Permis-Entzug rechnen. Im Wiederholungsfall mit Knast.

Anders als beim Impfen gibt es keine Volksbewegungen für das Saufen am Steuer, gegen das lästige Gurtenobligatorium oder für das freie Rasen durch die Nacht.

Warum haben sich mehr als 80 Prozent der Däninnen und Dänen impfen lassen? Warum haben sich in der Schweiz bisher eine Million Menschen zu wenig impfen lassen? Der Grund ist ganz einfach: In Dänemark zog die rechte Opposition am gleichen Seil und in die gleiche Richtung wie die linke Regierung.

In der Schweiz ist dies leider nicht der Fall. Die SVP verfolgt eine *double-bind*-Strategie. Die meisten ihrer Exponenten sind zweimal ge-

impft, finden das Impfen teilweise sogar *cheibeigig*, aber posieren trotzdem in den Totenhenden der Freiheitstrychler.

Die Mehrheit des Bundesrates möchte eine Million Schweizerinnen und Schweizer zusätzlich vor dem Wintereinbruch impfen. Um – wie die Dänen – die Zertifikatspflicht immerhin auf Weihnachten hin aufheben zu können. Wird nicht funktionieren.

Der helvetische Sonderweg sieht anders aus. Eine halbe Million wird sich impfen lassen. Eine weitere halbe Million wird sich bis im Mai 2022 mit der Seuche anstecken. Macht unter dem Strich eine halbe Million Geimpfte und eine halbe Million Genesene. Minus die 2500 Miteidgenossinnen und Miteidgenossen, die unnötigerweise zusätzlich an oder mit Covid sterben werden.

Die Dänen spielen besser Fussball als die Schweizer. Deshalb haben sie es trotz schlechtem Start bei den Europameisterschaften bis in den Halbfinal geschafft.

Die Dänen waren und sind auch beim Impfen schneller. Deshalb lebt es sich in Dänemark in diesem Winter weitaus entspannter.

Und jetzt wollen die Dänen mitten in der Nordsee künstliche Inseln aufschütten und mit 600 Mega-Windrädern pro Jahr fast so viel Strom produzieren, wie die Schweiz pro Jahr verbraucht. Und fast alle machen wieder mit, von den Umweltorganisationen bis zu den Gewerkschaften. In Dänemark.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Pariser Klimaschwindel

Die Schweiz will sich an der Uno-Klimakonferenz in Glasgow gegen Betrug einsetzen. Das bringt nichts. Der Pariser Abkommen ist auf Täuschung angelegt.

Beat Gygi

Am 31. Oktober beginnt in Glasgow die 26. Uno-Klimakonferenz, die COP 26. Sie hätte eigentlich 2020 stattfinden sollen, wurde aber wegen Corona um ein Jahr verschoben. Der zweiwöchige Anlass in Glasgow gilt für Regierungen, Politiker, Verwaltungen und Interessengruppen als wichtiges Treffen, weil dies die erste Zusammenkunft seit dem Start des Pariser Abkommens ist, das für die Zeit nach 2020 die Klimapolitik der Staaten weltweit koordinieren soll. «Paris» ist ein Leuchtturm für die ganze Klimaszene. Auch ohne viel nachzudenken, kann man diesen als Orientierung nutzen, und jetzt steht er vierzehn Tage in Glasgow.

Auf dem Konferenzprogramm stehen drei Hauptthemen: erstens Treibhausgas-minderung und Temperaturmässigung, zweitens Anpassung an den Klimawandel und drittens Finanzierung von Massnahmen, etwa die Unterstützung der Entwicklungsländer durch die Industrieländer mit jährlichen Nord-Süd-Flüssen von gegen hundert Milliarden Dollar. Diese Summe ist denn auch ein wichtiges Motiv für Regierungen ärmerer Länder, an die Konferenz zu reisen und da zu feilschen.

Neue Grundlagen

Aber Punkt eins dominiert: das emotional und ideologisch aufgeladene Temperatur- und CO₂-Bedrohungsbild. Kürzlich hat die Internationale Energieagentur das Terrain vorbereitet, Stimmung gemacht mit der Publikation des neuesten «Welt-Energie-Ausblicks» – einer Spezialausgabe, die eigens «gestaltet wurde, um die Entscheidungsträger an der COP 26 zu unterstützen und ihnen die wichtigsten Punkte darzulegen», um den Energiesektor auf neue Grundlagen zu stellen.

Zentrale Botschaft des Berichts: Es wird noch viel zu wenig getan, um die Ziele zu erreichen, die im Pariser Abkommen enthalten sind und vom Weltklimarat (IPCC) unterschwellig immer wieder beschworen werden. Das Ziel von «Paris» ist eine Begrenzung der Erderwärmung auf 1,5 Grad Celsius oder jedenfalls auf unter 2 Grad. Die Mahnung der



Anschein der Klimarettung: US-Präsident Biden.

Energieagentur findet bei zahllosen Umwelt-Interessenorganisationen grosses Echo und wird weiterverbreitet, etwa vom WWF: Nach dem Weltklimarat im Sommer zeige jetzt auch der «Welt-Energie-Ausblick», dass zu wenig getan werde, um die «Erderhitzung» – so der Kampfbegriff – auf 1,5 Grad zu beschränken.

In der Wirtschaft ist die Begeisterung geringer, aber man fügt sich.

Der Report sei ein letzter Warnruf vor der Konferenz in Glasgow. Die Staatengemeinschaft müsse jetzt dringend handeln, die Zeit dränge.

In der Wirtschaft ist die Begeisterung geringer, aber man fügt sich; viele Firmen nehmen die Pariser Ziele wie selbstverständlich hin, wie einen Rahmen, dem sie nicht ausweichen können. Oft nutzen sie das Schlagwort «Paris» auch als Begründung für ihre eigenen betrieblichen Klimastrategien, weil sie damit rechnen, dem sich überall ausbreitenden Soft Law sowie den

kommenden Regulierungsvorgaben dadurch eher genügen zu können. In Deutschland kam es so weit, dass das Bundesverfassungsgericht Beschwerden gegen das deutsche Klimaschutzgesetz teilweise stützte, weil dieses für die heute Lebenden zu wenig streng sei und künftigen Generationen zu grosse CO₂-Reduktionen aufbürde.

Basis für das Verfassungsgericht war die fixe Idee von Paris: Die im Abkommen versprochenen Treibhausgas-Reduktionsziele sind aus dieser Sicht unbedingt einzuhalten, wenn ein Staat einmal ja gesagt hat zu diesen Vorgaben. Das heisst, dass es von heute an bis in alle Ewigkeit nur noch ein bestimmtes Budget an CO₂-Emissionen gibt, das man, zum Beispiel als Land, bis zum Erreichen des Netto-null-Zeitpunkts ausstossen darf. Also: Je mehr Emissionen heute erfolgen, desto weniger darf man sich morgen erlauben. Ein fixes Budget mit festem Zahlungsplan, bei Verfehlung in Deutschland von den eigenen Bürgern einklagbar. Eine Regierung, die ja sagt zum Pariser Abkommen, ist in einem Programm gefangen, das keinen

Spielraum lässt für demokratisch gewollte Anpassungen des Kurses, ist auf einer festen Schiene – wenn man «Paris» ernst nimmt.

Die Schweiz ist auch auf der Schiene, sie hat das Pariser Abkommen ebenfalls ratifiziert. Insgesamt sind über 190 Regierungen dabei, viele reisen nach Glasgow. Laut Angaben der Bundesverwaltung wird die Schweiz zum Auftakt der Konferenz von Bundespräsident Guy Parmelin am 1. und 2. November am Leader's Summit, dem Treffen der Staats- und Regierungschefs, vertreten. Die gesamte Schweizer Verhandlungsdelegation für Glasgow umfasst laut Informationen des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) elf Personen und steht unter der

Die Schweiz will sich für Investitionen besonders auch in Entwicklungsländern einsetzen.

Leitung von Botschafter Franz Perrez aus dem Bundesamt für Umwelt (Bafu), einem Juristen mit langer Erfahrung in internationalen Beziehungen. Das Budget wird auf 136 500 Franken veranschlagt.

Mitreisen werden laut den Angaben zudem drei Personen der sogenannten Zivilgesellschaft, darunter zwei aus der Wirtschaft (Swissbanking und Schweizerischer Versicherungsverband) und eine Vertretung aus der Umweltallianz (WWF). Darüber hinaus soll jemand aus der Wissenschaft, von der Universität Genf, die Schweizer Gruppe begleiten. Zudem werde laut Uvek im Rahmen eines «Youth Rep»-Programms, wie es im Aussendepartement seit einigen Jahren etabliert sei, eine Vertreterin der Jugend an der Konferenz teilnehmen.

Wie sieht die Reise umweltmässig aus? Die Mitarbeiter des Bafu werden laut den Angaben per Zug anreisen. Bundesrätin Simonetta Sommaruga will am 10. November direkt nach der Bundesratssitzung an die dann schon ein paar Tage alte Konferenz nach Glasgow fliegen, begleitet von zwei Personen. Bundespräsident Parmelin nimmt für seinen Besuch ebenfalls das Flugzeug, auch in Begleitung von zwei Personen.

Die Ziele der Schweizer Verwaltung für Glasgow: im Pariser Abkommen einheitliche und griffige Regeln etablieren, die für alle Länder gelten. Zunächst einmal will man sicherzustellen versuchen, dass Treibhausgasemissionen, die ein Land im Ausland vermindert, nicht doppelt angerechnet werden können, also nicht im Geberland und gleichzeitig auch im Empfängerland – eigentlich eine Selbstverständlichkeit für ein System, das von rechtschaffenen Parteien betrieben wird. Aber offenbar ist das Pariser System anfällig für Schwindel.

Die Schweiz will sich des Weiteren für Investitionen besonders auch in den Klimaschutz in Entwicklungsländern einsetzen. Man will zudem, dass alle Staaten Strategien entwickeln, um bis 2050 klimaneutral zu werden. Und schliesslich erwartet Bern eine Entscheidung über gemeinsame Zeitpläne für die Klimaziele der Staaten (*common time frames*). All dies läuft letztlich darauf hinaus, dass die Schweizer Politik und Verwaltung sicher sein wollen, dass man im Pariser System nicht betrogen wird, dass alle fair mitziehen bei der Reduktion der Treibhausgasemissionen, dass Verträge und Versprechen eingehalten werden, dass niemand die anderen ausnützt, niemand Trittbrett fährt und dass transparent wird, wer was macht.

System für Trittbrettfahrer

Und genau das kann man vom Abkommen von Paris nicht erwarten. Das ganze Konstrukt ist ja deshalb entstanden, weil es der Uno vorher nicht gelungen war, die Regierungen weltweit zu einem koordinierten Verringern der Treibhausgasemissionen zu bringen. Das frühere Arrangement, das Kioto-Protokoll mit ziemlich verbindlichen Vorgaben zur CO₂-Reduktion, wurde zuletzt nicht mehr von vielen befolgt und erfasste nur noch 14 Prozent der weltweiten Emissionen. Das Pariser Abkommen dagegen hat nun über 95 Prozent der weltweiten Emissionen unter seiner Kontrolle, es wirkt also umfassend.

Aber das Wort Kontrolle ist falsch. Es ist nur Schein. Jede Regierung kann Ziele nennen, diese werden vorgezeigt, die anderen kommentieren sie, es gibt Berichte, als ob man das ernst nähme – aber ob das Versprochene dann eingehalten wird, kümmert niemanden mehr

gross. Nichterfüllen der Ziele bleibt im Pariser Vertrag straflos. Das gab den USA und China die Möglichkeit, sich in «Paris» einzuklinken und den Anschein zu erwecken, dass auch die beiden allergrössten Energieverbraucher und CO₂-Emittenten nun bei der Klimarettung mit von der Partie seien.

Der Bundesrat nimmt all das ernst, er hat 2019 den CO₂-Reduktionspfad eigenmächtig verschärft und netto null bis 2050 versprochen. Warum fragte er das Volk nicht? Und warum gibt er die Emissionen immer in Tonnen pro Land an und nicht pro Kopf? Der Treibhausgasausstoss der Schweiz hat sich von 1990 bis 2020 um rund 14 Prozent verringert, und das bei massiver Zuwanderung. Pro Kopf betrug die Reduktion 33 Prozent. «Das gilt nicht», kommt sofort der Einwand von Rot-Grün. Warum nicht? Im Pariser System nennen gut vierzig Regierungen wie die Schweiz ein absolutes Reduktionsziel pro Land. Aber über siebzig Länder messen die Emissionen relativ zum Referenzzustand, wie er ohne Bemühungen wäre, und zehn Länder nehmen die Emissionen pro Kopf oder pro Dollar Wertschöpfung.

Das Pariser Abkommen kann nie den Ansprüchen genügen, welche die Schweiz für Glasgow formuliert hat. Das System ist auf Trittbrettfahren angelegt. Wenn ein Land ernsthaft darum bemüht ist, die angegebenen Emissionsziele zu erfüllen und seine Wirtschaft bei Energieverbrauch und Emissionen zu drosseln, kann es nicht damit rechnen, dass die anderen auch so handeln. Die Klimaschwindler lachen mehr oder weniger heimlich über die braven Schweizer und ein paar andere Arglose, die ihre Wirtschaft bremsen. Es ist für die Schweiz eine Verschwendung, in einem solchen System mitzumachen.

marbetimmobilien
041 249 21 21

EINZIGARTIG LEBEN
unique

ZU VERKAUFEN
**BAULAND FÜR VILLA
IN LUZERN**

unique-luzern.ch

Polen lässt sich nicht aus Europa drängen

Polen steht zu Unrecht am Pranger. In einem Bündnis souveräner Staaten, wie es die EU ist, haben die nationalen Verfassungen der Mitgliedstaaten Vorrang vor dem europäischen Recht.

Iwona Kozłowska

Wenn man ein vereintes Europa richtig verstehen und seine Zukunft verantwortungsvoll mitgestalten will, muss man die nationale, soziale und historische Vielfalt, die den natürlichen Nährboden Europas ausmacht, verstehen wollen, akzeptieren können und zu schätzen wissen. Hier in der Schweiz erfährt man die «Einheit in Vielfalt» anders und doch sehr ähnlich, nicht auf nationaler, wie im Fall der Europäischen Union, sondern auf kantonaler Ebene. Die Schweizer gaben sich die Bundesverfassung «im Willen, in gegenseitiger Rücksichtnahme und Achtung ihre Vielfalt in der Einheit zu leben». Man akzeptiert in diesem Land, wie kaum woanders in Europa, die von unten heranwachsenden Entscheidungen. Denn man weiss, dass nur auf diese Weise volle Verantwortung für das Gemeinschaftswohl auf lokaler Ebene übernommen werden kann. Deswegen ist auch der Grundsatz der Subsidiarität im schweizerischen politischen System so wichtig und in der Bundesverfassung verankert. In dieser Hinsicht ähnelt die Schweiz der 26 Kantone der EU der 27 Mitgliedstaaten.

Aufstände und Kriege

Seit 2004 ist Polen Mitglied der EU. Der Beitritt bedeutete Polens formelle Rückkehr auf seinen natürlichen Platz in Europa, dessen untrennbarer Teil es seit über eintausend Jahren bleibt. Als das Schicksal Polens von anderen bestimmt wurde, mussten wir der europäischen Völker- und Wertegemeinschaft fernbleiben. Sobald aber unsere Souveränität wiederhergestellt wurde, sobald wir darüber selbst entscheiden durften, haben wir uns auf den Weg zurück nach Europa begeben.

Unabhängigkeit und Souveränität mussten sich die Polen erkämpfen, nicht etwa in einer Schlacht, sondern in zahlreichen Aufständen und Kriegen in den vergangenen zwei Jahrhunderten. Die polnische Gesellschaft ist heute eine der proeuropäischsten überhaupt. Wir wissen die europäische Gemeinschaft und ihre vier Freiheiten zu schätzen. Wir respektieren auch und schätzen die Errungenschaften der europäischen Integration. Dank ihr fühlen



Mitgestaltung der Hausordnung:
Botschafterin Kozłowska.

wir uns im gemeinsamen Europa wohl und sicher. Im europäischen Haus sind wir aber keine Gäste mehr, wir gehören zu den Bewohnern mit dem uneingeschränkten Recht auf Mitgestaltung der Hausordnung, wobei uns sehr am Wohlergehen der gesamten Gemeinschaft liegt.

Vor diesem Hintergrund soll man das vielkommentierte Urteil des polnischen Verfassungsgerichts vom 7. Oktober lesen. [Gemäss dem Urteil sind Teile der EU-Verträge nicht mit der polnischen Verfassung vereinbar. Das Gericht warf EU-Institutionen vor, sich unrechtmässig in nationale Angelegenheiten Polens einzumischen. Namentlich mit ihrem Vorgehen gegen umstrittene Justizreformen der polnischen Regierung hätten sie ihre Kompetenzen überschritten. Die Red.]

Das Urteil ist Teil einer breiteren und seit Jahrzehnten andauernden Diskussion innerhalb der europäischen Gemeinschaft. Das Verhältnis zwischen dem nationalen und dem EU-Recht wurde mehrmals in verschiedenen Mitgliedstaaten thematisiert und auch juristisch erörtert, immer mit dem gleichen Ergebnis: In einem Bündnis souveräner Staaten, wie es die EU ist, steht den

nationalen Verfassungen der Mitgliedstaaten der Status höchster Rechtsquellen zu. Das ist weder neu noch überraschend.

Beachtlicher Beitrag

Seit Polens EU-Beitritt gestalten und stärken wir mit sichtbarem Engagement, Eifer und vollem Verantwortungsbewusstsein die europäische Friedensordnung, Sicherheit und den europäischen Wohlstand. Polen hat kulturell, wirtschaftlich, intellektuell und sozial einen beachtlichen Beitrag zur Entwicklung der EU geleistet und tut dies immer noch, was allgemein anerkannt und geschätzt wird. Polen ist keineswegs der alleinige Nutzniesser des europäischen Binnenmarkts. Die anderen Mitgliedstaaten profitieren davon, allen voran die grössten Volkswirtschaften Europas, wobei Polens Teilnahme am Binnenmarkt von grossem Vorteil ist.

Auch Polens gewissenhafter und verantwortungsvoller Umgang mit unserer Rolle als Hüter der Aussengrenze Europas bringt der ganzen Gemeinschaft (auch der Schweiz, die ja Teil der Schengen-Zone ist) klare Vorteile. Die belarussische Regierung hat an der Grenze der EU absichtlich eine Migrationskrise hervorgerufen, um sich für die Sanktionen gegen das Lukaschenko-Regime zu rächen. Wie Menschen durch Betrug und Täuschung zu Zwecken einer entsetzlichen Erpressungspolitik Minsks instrumentalisiert und ausgenutzt werden, ist sehr gut bekannt. Wir Polen, die Zehntausende weissrussische Regimeflüchtlinge in unserem Land aufgenommen haben, kennen die Methoden des belarussischen Regimes besonders gut.

Nun ist es unsere Aufgabe, Europa vor den Folgen dieser Erpressungspolitik zu schützen. Das tut Polen und wird es im Interesse Europas auch künftig tun, natürlich mit voller Achtung der Menschenrechte. Denn einer Gemeinschaft anzugehören, bedeutet nicht nur, von dieser Mitgliedschaft zu profitieren, sondern auch – wenn man es ernst meint – den noch so schwierigen Verpflichtungen dieser Gemeinschaft gegenüber nachzukommen.

Iwona Kozłowska ist Botschafterin der Republik Polen in der Schweiz und in Liechtenstein.

Feuer eingestellt

Ein Mann mit einem Feuerstrahl zwischen den Beinen soll für die Covid-Impfung werben. Alain Bersets Bundesamt für Gesundheit stoppt die Kampagne. Was ist hier los?

Christoph Mörgeli

Frech sollte sie sein und auf den Humor der Jugendlichen zugeschnitten: Mit einer Kampagne in den sozialen Medien wollte das Bundesamt für Gesundheit (BAG) die junge Generation vom Impfen gegen Covid-19 überzeugen. Die damit betraute Zürcher Werbeagentur Rod Kommunikation nannte das Projekt «Really?» beziehungsweise «Echt jetzt?» und wollte mit drei Kurzfilmen aufzeigen, dass die Jungen Gefährlicheres tun, als sich dem Piks auszusetzen. Am wirkungsvollsten ist jenes Video, auf dem sich ein übermütig grinsender junger Mann als Beweis seiner Männlichkeit einen vulkanartigen Feuerwerkskörper in die heruntergelassene Hose steckt und diesen zwischen den Beinen lossprühen lässt. Maskuline Sehnsüchte des omnipotenten «Superspreaders» sind beim gefährlichen Tun unverkennbar. Doch die übermütige Aktion endet, wie sie enden muss: Der Feuerstrahl im Schritt des jungen Mannes entwickelt Hitze gegen hinten, sodass dieser schreiend davonrennt.

Ein Schelm, wer Arges dabei denkt

Die offizielle Botschaft lautete: «Cleverer als Feuerwerk in der Hose: die Corona-Impfung». Die zwei anderen Videos sind schwerer verständlich und präsentieren Junge, die am Ende einer Rutschbahn auf stacheligen Kakteen landen oder die sich durch das Hinunterwürgen von staubtrockenem Zimt in Gefahr begeben.

Bei der Zielgruppe kam die 230 000 Franken teure BAG-Kampagne ausgesprochen schlecht an. Die junge Generation fühlte sich offensichtlich von den Blödelvideos kaum angesprochen und schon gar nicht ernst genommen. Der Tenor der Kommentare lautete: Für wie dumm hält man uns eigentlich? Der Beginn der Impfanimation «Really?» war auf den 14. September festgelegt und wurde gleichentags mit einer virtuellen Medieninformation gestartet. Dort wurde vom BAG ausgeführt, die Kampagne werde ab sofort auf den sozialen Kanälen Tiktok, Youtube & Co. gestartet. Weiter hiess es damals: «Die Kampagne läuft ab dem 5. Oktober zusätzlich auf herkömmlichen Kanälen in der Öffentlichkeit.»

Dazu kam es allerdings nicht, denn die Kampagne «Really?» wurde am 27. September, also nach vierzehn Tagen, bereits wieder gestoppt. Nun weiss jeder, der von Werbung etwas versteht, dass eine Kampagne eine gewisse Dauer erfordert, wenn sie sich in den Köpfen festsetzen soll. Das BAG lieferte für die ungewöhnlich kurze Kampagne die ungewöhnliche Begründung, die Idee



Omnipotenter «Superspreader»: Video der Werbeagentur Rod.

der Fail-Videos erschöpfe sich, wenn sie über längere Zeit weitergeführt würde. Doch was war zwischenzeitlich wirklich geschehen?

Nur gerade zwei Tage nach Kampagnenstart am 14. September enthüllte die *Weltwoche*, dass Innen- und Gesundheitsminister Alain Berset (SP) eine Erpressungsaffäre im Zusammenhang mit einer früheren ausserehelichen Beziehung mit Hilfe seiner Chefbeamten, der Eliteeinheit Tigris und eines Psychiaters niedergeschlagen hat («Frau, von Bersets Truppe plattgewalzt», *Weltwoche* Nr. 37/21). Anzügliche Kommentare zum feuersprühenden jungen Mann im BAG-Video liessen denn auch nicht auf sich warten. So schrieb ein Nutzer: «Ich möchte bei einem Feuerwerk in der Hose nicht an Berset & Co. denken.» Ein anderer meinte: «Ein Schelm, der bei diesem Beitrag vom zuständigen Bundesrat an Böses denkt.» Überhaupt erfuhr die Kampagne niederschmetternde Kritiken; die Rede war von Steuergeldverschwendung, misslungener Botschaft, Peinlichkeit und Eigentor. Der *Blick* kommentierte: «Die Videos von den Fails, also von missglückten Aktionen, waren offensichtlich

selbst ein Fail.» Ursprünglich sei kommuniziert worden, die Kampagne dauere bis Ende Oktober, nach gut zwei Wochen habe das BAG aber bereits eine neue lanciert, die sich mit ähnlichen Slogans an die gleiche junge Zielgruppe wende.

Bersets Truppe war involviert

Die neue, nunmehr 1,14 Millionen Franken teure Kampagne mit Putschautos an einer Chilbi oder beim Feiern im Klub kam nach Einschätzung des *Blicks* «viel braver» daher. Waren die Blödelvideos mit der pyrotechnischen Eruption eines Feuerwerks zwischen den Beinen eines Mannes doch zu frech? Sicher ist, dass die Truppe rund um Bundesrat Berset bei Kampagnen des BAG ein wichtiges Wort mitspricht und sich zweifellos die letzte Entscheidungsgewalt über Art und Dauer einer Gesundheitskampagne vorbehält. BAG-Sprecher Gregor Lüthy sagt zum inzwischen abgesetzten Impffeldzug bei den Jungen: «Das Generalsekretariat des Eidgenössischen Departements des Innern war in die Entwicklung dieser Kampagne involviert.»

Man betont, dass es sich bei «Really?» nur um eine «Teilkampagne» gehandelt habe, die «planmässig» nach zwei Wochen beendet worden sei. Gegenüber der Nachrichtenagentur Keystone-SDA versicherte das BAG, das knappe Timing sei «von Anfang an geplant gewesen». Es gehe also keinesfalls um eine Reaktion auf die geballte öffentliche Kritik. Das Bundesamt mag nicht von einem Misserfolg sprechen, vielmehr hätten die Videos «aktuelle Trends aufgenommen, mit denen die Zielgruppe vertraut sei». Auch die Werbeagentur Rod will nichts von einem Fahrplanwechsel auf Druck von Bersets EDI wissen.

Dennoch stellte *20 Minuten* online die Frage: «War's ein Reifall?» Statt junge Menschen zu vermehrtem Impfen zu animieren, sei die Kampagne mit dem Vulkanfeuerwerk im Hosenschritt in die Hosen gegangen und habe «mehrerheitlich Hohn und Spott» geerntet. Wurde deshalb das Feuer schon nach zwei Wochen eingestellt? Eine Userin reagierte auf Twitter so: «Liebes BAG, bis jetzt war ich mit euch und bin für die Impfung. Hier wurdet ihr schlecht beraten. Diese Botschaft ist wirklich misslungen.»

Lob der sozialliberalen Ehe

Deutschland hat gute Erfahrungen mit Koalitionen von SPD und FDP gemacht. Eine rot-gelb-grüne Bundesregierung hat eine Chance verdient.

Reinhard Mohr

Berlin

Man könnte es sich einfach machen und die Kritiker der Ampelverbindung aus Rot, Grün und Gelb fragen: Was wäre denn die Alternative zu einer Koalition aus SPD, Grünen und FDP? Eine «grosse Koalition» unter Führung der SPD? Gar «Jamaika» mit einem CDU-Kanzler, den Grünen und der FDP? Aber wer sollte diese einigermaßen «bürgerliche» Regierung anführen? Der tragisch gescheiterte Kanzlerkandidat Armin Laschet? Ein dreiköpfiges Direktorium der CDU-Selbstfindungskommission?

Nein, die alte CDU gibt es nicht mehr. Sie ist derzeit auch gar nicht ansprechbar. Sie hat keine Postadresse mehr, schon gar keine unbestrittene Führungspersönlichkeit. Es ist längst ein Allgemeinplatz: Sechzehn Jahre Angela Merkel haben die Christlich-Demokratische Union Deutschlands inhaltlich entkernt und personell ausgelaut. Ein Sanierungsfall erster Güte.

Handfeste Interessenkonflikte

So ist die «Ampel» eine naheliegende, plausible Perspektive für die nächsten Jahre in der Bundesrepublik, wo man sich in diesen Tagen allerdings die Augen reibt: Die in links-grünen Kreisen verachtete «neoliberale» FDP soll sich mit der tapferen Jeanne d'Arc des Klimaschutzes, Annalena Baerbock, zusammenraufen, die nicht nur «vom Völkerrecht herkommt», sondern auch die Dogmen einer radikalen CO₂-Reduktion zwischen Flensburg und Füssen jederzeit auswendig herunterbeten kann?

Von der Grünen Jugend nicht zu reden, deren neue Vorsitzende noch jüngst von einer «eklig weissen Mehrheitsgesellschaft» schwadronierte. Dazu die SPD des designierten Kanzlers Olaf Scholz, welche die Sozialausgaben, die 2021 schon ein Drittel des Bundeshaushalts ausmachen, weiter erhöhen will, ohne zu wissen, wer das bezahlen soll.

Ja, gewiss, die gegenwärtigen Schalmeienklänge der frohgemuten Ampelmänner und -frauen, die von einer historischen «Modernisierung» Deutschlands schwärmen, werden sich



Die Tabuzone schrumpft: Lindner, Baerbock, Scholz (v.l.).

in nicht allzu ferner Zukunft in den üblichen Schlachtenlärm handfester Interessenkonflikte verwandeln. Aber genau das ist das Gute, durchaus optimistisch stimmende der neuen Konstellation: Es wird wieder ordentlich gestritten werden. Die Tabuzone schrumpft. Jener zuletzt arg verengte, politisch korrekte Meinungskorridor, der in den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten ungefähr vom demnächst gnädig ab dankenden «Heute Journal»-Moderator Claus Kleber bis zum Hofnarren des gebührenpflichtigen ZDF, Jan Böhmermann, reichte, von Anne Will bis Dunja Hayali, wird sich zwangsläufig erweitern, und das ist auch gut so.

Während noch im vergangenen Wahlkampf die Aussen-, die Verteidigungs- und die Migrationspolitik praktisch nicht vorkamen, werden diese Themen ab sofort ins Zentrum der Debatte drängen. Dabei ist die rasant steigende Zahl der Flüchtlinge aus Afghanistan, Syrien und dem Irak, die Weissrusslands Diktator Lukaschenko über Polen nach Deutschland schleust, gleich ein mehrfaches Menetekel ungelöster Probleme – von Kabul bis Eisenhütten-

stadt, wo die Erstaufnahmelager schon wieder überfüllt sind; von der akuten europäischen Energiepreiskrise bis zu der Rolle der ausfransenden Europäischen Union in den grossen Konflikten der Welt, vor allem gegenüber China und Russland.

«Wir wollen mehr Demokratie wagen» – das war der zentrale Satz in Willy Brandts Regierungserklärung vom Herbst 1969. Obwohl nur zweitstärkste Partei, hatten sich die Sozialdemokraten, die vorher mit dem CDU-Kanzler Kurt Georg Kiesinger regierten, mit der FDP zur ersten «sozialliberalen Koalition» verbündet. Damals gab es die Grünen noch nicht, aber im Gefolge der 68er Revolte wehte ein neuer *wind of change* durch die Republik.

Neben innenpolitischen Reformen, etwa im Ehe- und Familienrecht, machte vor allem die neue Ost- und Entspannungspolitik Furore. Die Ostverträge mit der Sowjetunion, Polen und der DDR waren – nicht zuletzt bei wahren Redeschlachten im Bundestag – heftig umkämpft, sorgten aber für eine realistische Grundlage der deutschen Aussenpolitik,

die gleichwohl fest im westlichen Bündnis verankert blieb.

Druck der Wirklichkeit

Was damals die «schmerzhafteste Anerkennung der geopolitischen Realitäten» nach 1945 genannt wurde, könnte bei einer sozialliberalen Neuauflage 2021 – zusammen mit den Grünen – ein neuer, dringend nötiger Wirklichkeits-sinn im Inneren sein, allen Versuchen eines sozialpolitischen Wunschkonzerts zum Trotz. Motto: «Wir wollen mehr Realismus wagen!»

Dabei helfe womöglich der unbarmherzige Druck der Wirklichkeit, die sich nicht erst nach dem fälligen Kassensturz zeigen wird. «Stabile Renten» wird es, wenn überhaupt, nur bei deutlich verlängerter Lebensarbeitszeit geben, die sagenhaft teure und ineffiziente deutsche «Energiewende» muss vom Kopf auf die Füße gestellt werden, und die geltende Asylpolitik, die de facto offene Grenzen gebietet und illegaler Einwanderung gegenüber machtlos ist, braucht eine Generalinventur, um den künfti-

Nein, die alte CDU gibt es nicht mehr. Sie ist derzeit auch gar nicht ansprechbar.

gen Herausforderungen auch nur im Ansatz gerecht zu werden.

Doch genau hier mag wieder einmal, jenseits der wohlfeilen Absichtserklärungen, die historische List der Dialektik eingreifen: Oft ist es gerade die Linke an der Macht, die unter Druck drängender Fakten jene Reformen vollzieht, vor denen die Konservativen zurückschreckten – aus Angst vor Protesten ebenjener Linken. So setzte der sozialdemokratische Kanzler Schröder – mit Zustimmung der Grünen! – die umstrittenen, aber wirksamen Arbeitsmarkt-reformen der «Agenda 2010» samt Hartz IV durch, die Helmut Kohl versäumt hatte, und Aussenminister Joschka Fischer, Ex-Strassenkämpfer, befürwortete anlässlich des Kosovo-kriegs 1999, noch unter dem Eindruck des serbischen Massakers von Srebrenica, den ersten Bundeswehreinsatz ausserhalb des Nato-Gebiets seit dem Zweiten Weltkrieg – ein Sakrileg für die pazifistischen Grünen.

Es gibt keine Garantie dafür, dass es auch jetzt wieder zu solchen paradoxen Interventionen kommt. Vor allem in den Parlamentsfraktionen von SPD und Grünen tummeln sich viele junge Weltverbesserer/-innen, denen man ihre radikale Prinzipienfestigkeit gar nicht vorwerfen muss, um festzustellen: Die Ampel wird bunter und «diverser» werden, als vielen lieb ist. Gegenüber der lähmend sprachlosen «Alternativlosigkeit» der Merkel-Ära ist es dennoch ein Fortschritt. Die Auseinandersetzung über die Zukunft der Republik kehrt in die Mitte der Gesellschaft zurück.

Bitte, ZDF, mehr Heidenreich!

Wie wohltuend doch diese sogenannte Wutrede (*Welt, SZ* und alle anderen) war, die Elke Heidenreich ausgerechnet im ZDF loswurde, in ihrem einstigen Haussender. Befragt nach den üblen Tweets («blöde Tunte») der neuen Sprecherin der Grünen Jugend, Sarah-Lee Heinrich, sagte Elke Heidenreich, Autorin, Leserin aus Leidenschaft: «Die kann ja gar nicht sprechen. Sie muss ja erst mal lernen, richtig zu formulieren. Dass man sagt, Hauptsache divers, Hauptsache Migrationshintergrund, Hauptsache Quote – das ist eben der falsche Weg.»

Nun mag Sarah-Lee, farbig, ihre Umgebung nicht besonders, diese «eklige weisse Mehrheitsgesellschaft», und das sei doch ihr gutes Recht, wie die *Frankfurter Rundschau*, die sich sonst am liebsten jeden zweiten AfDler hinter Gitter wünscht, diesen rassistischen Ausfall kommentierte.

Elke Heidenreich ist anderer Meinung. Sie sagt: «Das sind wieder Kinder, die nicht lesen. Das ist diese Generation, von der ich immer wieder merke, wie sprachlos sie ist, wie unfähig, mit Worten umzugehen.»

Wie diese Elke H. lieben kann, erlebte ich, als wir zu Marcel Reich-Ranickis 85. Geburtstag unter Frank Schirrmachers Zeremonienmeisterschaft unsere Huldigungen vortrugen.

Elke sprach so voller Wärme und überwältigte ihn ohne alles Girlandengetue,

dabei hatte sie ihn und sein «Literarisches Quartett» mit ihrer Sendung «Lesen!» übertrumpft, so dass Schirrmacher schrieb: «Vor Elke Heidenreich hat es niemals eine so

machtvolle Literaturkritikerin gegeben, auch nicht im 20. Jahrhundert.» Tatsächlich: Wenn Heidenreich ein Buch empfahl, wenn sie: «Lesen!» befahl, dann wurde dieses Buch ein Bestseller.

Und dann der Moment, als sie, die Bücherkönigin, den Intendanten des ZDF ihr Zepter vor die Füße schmiss, weil sie sich Reich-Ranickis Kritik an der Seichtheit der öffentlich-rechtlichen Sender anschloss. Sie äusserte ihre «Scham

darüber, in einem solchen Sender überhaupt noch zu arbeiten». Das schepperte! Und die Herren in den dunklen Anzügen im ZDF reagierten prompt, indem sie nicht etwa das Niveau ihres Programms anhoben, sondern Elke Heidenreich feuerten. Von Elke Heidenreich kann man lernen: Einsteigen für eine Wahrheit, für die man «leben oder sterben kann» (Kierkegaard).

Ach so, diese Zugabe noch: Mit Recht nannte sie in der Sendung den Opportunisten Markus Söder «ruchlos». Und über den 28-jährigen Philipp Amthor, der die Zukunft der CDU sein soll: «Der ist doch älter als ich. Und ich bin achtzig.»

Bitte, ZDF, mehr Heidenreich!

Matthias Matussek



Das schepperte: Elke Heidenreich.



«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum selbstbestimmten Leben



Gratis-Tampons? Nein danke!

Ich bin eine Gegnerin der staatlichen Umsonst-Kultur. Ich bin überzeugt, dass wir unsere Freiheit wieder lieben lernen müssen. Auch die Freiheit, selbst für Hygieneprodukte zu zahlen.

Nena Schink

Nichts mögen die Menschen lieber als das Wort «gratis». Das weiss ich spätestens seit der Räumung meiner Wohnung in München: Kaum war «gratis» notiert, wurde der Raum innerhalb einer Stunde leergefegt. Es liegt in der Natur des Menschen, dass «umsonst» begehrenswert erscheint. Was umsonst ist, entscheidet jedoch nicht nur der Konsument. Sondern auch der Staat.

Als Gegnerin der staatlichen Umsonst-Kultur missfallen mir Geschenke des Staates, die am Ende keine sind. Schliesslich hat der Steuerzahler sie verdient und beschenkt sich quasi selbst, während sich der Staat fälschlicherweise im Weihnachtsmann-Gewand präsentiert. Doch auch bei der staatlichen Umsonst-Kultur bestätigt die Ausnahme die Regel.

Menstruationsprodukte per Gesetz

Bis vor kurzem waren die Corona-Selbsttests in Deutschland kostenlos. Seit dem 11. Oktober bittet der deutsche Staat die Bürger zur Kasse. Der Grund: Allen Bürgern wurde ein unmittelbares Impfangebot gemacht.

Ich halte das für falsch! Solange der Staat verfügt, dass die 3-G-Regel im öffentlichen Raum wie beispielsweise in Restaurants gilt, muss er selbstverständlich auch die Schnelltests für die Bürger zahlen. Für meinen Geschmack handelt die Regierung zu vorsichtig. Übervorsichtig. Wir bräuchten längst den «Freedom Day». Es kann nicht sein, dass die Bürger auch noch für die Mutlosigkeit der Regierung blechen sollen. Mit dem Vorwand: Kostenersparnis!

In Wahrheit werden die Ungeimpften gegängelt, für mich ist das eine Impfpflicht durch die Hintertür. Dafür hält der deutsche Staat nun ein anderes Präsent bereit: Gratis-Tampons!

Ab diesem Wintersemester gibt es an den Universitäten in Passau und Regensburg kostenlose Menstruationsartikel. In beiden Unis hängen in drei Toiletten Binden- und Tampon-Spender. Wird das Angebot gut angenommen, gedenken beide Unis, alle Toiletten mit Menstruationsartikeln auszustatten. Auch an weiteren Universitäten, wie in Bayreuth, sind Spender im Gespräch.

Und an der ETH Zürich gibt es sie bereits, Gratisbinden und -tampons, in 22 Verteilautomaten. Schottland machte es vor: Hier gibt es per Gesetz Menstruationsprodukte für die Frau in Universitäten und Schulen.

Aber was soll das?

Ja, die Welt ist ein unfairer Ort und Tampons kaufen nicht besonders spassig. Laut dem britischen Rabattportal «Money Saving Heroes» belaufen sich die Kosten für die Periode im Leben auf 20 700 Euro. Damit könnte sich Frau einen

Bezahlen, aufklären – alles obliegt der Regierung. Der Staat als letzte Instanz der Vernunft.

Kleinwagen leisten. Inkludiert sind auch die Kosten für Schmerzmittel, Süssigkeiten und Magazine.

Logisch, wie soll man sonst seine Periode überstehen?

Nach anderen Schätzungen kaufen Frauen im Schnitt Periodenprodukte für rund 5 Euro pro Monat. Das entspricht 60 Euro im Jahr. Macht auf vierzig Menstruationsjahre gerechnet 2400 Euro. Das ist vertretbar. Insbesondere, weil es die Tampons nicht umsonst gibt. Sie werden nur nicht mehr von der Frau selbst, sondern



„Wir müssen den Kindern erklären, dass sie nicht die Menü-Taste der Fernbedienung drücken sollen, wenn sie bestellen wollen.“

vom Steuerzahler finanziert. Es ist der ewige Mythos, dass etwas gratis ist.

Sind wir freiheitsträge?

In der *free tampons*-Debatte gibt es selbstverständlich noch eine ideologische Komponente: Das Thema Menstruation muss endlich enttabuisiert werden. Die als konservativ geltende *Frankfurter Allgemeine Zeitung* fordert: «In Schulen sollten künftig vielleicht nicht nur Hygieneprodukte frei zugänglich ausliegen, sondern auch der Aufklärungsunterricht in Sachen Monatsblutung sollte mehr Gewicht bekommen.»

Mir gefällt das nicht, diese Vorstellung: Der Staat muss es richten. Bezahlen, aufklären – alles obliegt der Regierung. Der Staat als letzte Instanz der Vernunft. Ich bin überzeugt, dass wir unsere Freiheit wieder lieben lernen müssen. Ja, auch die Freiheit, selbst für unsere Hygieneprodukte zu zahlen, sollten wir schätzen. Denn was ist die andere Lösung? Höhere Steuern und mehr Staatsgeschenke?

Mich beschleicht das Gefühl, dass wir freiheitsträge geworden sind. Wir hören «gratis» – und jubeln. Anstatt zu hinterfragen, ob unsere Tampons wirklich in den Aufgabenbereich des Staates fallen sollen; ob wir unsere Menstruation zur Staatsaufgabe machen wollen. Es erinnert mich an ein Zitat von Immanuel Kant: «Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt usw., so brauche ich mich ja selbst nicht zu bemühen.» Das schrieb Kant in seiner Antwort auf die Frage «Was ist Aufklärung?» im Jahr 1784.

237 Jahre später sind die Worte aktueller denn je. Die Lehre: Bevormundung ist einfach, Freiheit ist schwer. Und wenn die individuelle Freiheit einem starken Staat weichen soll, dann ist der Geist der Freiheit in Gefahr. Anstatt sich über Staatsgeschenke zu freuen, sollten wir begreifen: Freiheit bedeutet Verantwortung!

Nena Schink, 29, ist *Bild*-Journalistin, Moderatorin und Autorin. Zuletzt erschienen von ihr: «Ich bin nicht grün – Ein Plädoyer für Freiheit». Finanzbuch, 192 S., Fr. 28.90

Wie bei Breschnew und Honecker

Von «Panama Papers» bis «Pandora Papers»: Zungenküsse der Medien mit der politischen Linken.



Der März dieses Jahres war eine Enttäuschung für die Schweizer Linke. Und es war eine Enttäuschung auch für den befreundeten *Tages-Anzeiger*.

Das Parlament lehnte eine Verschärfung des Geldwäschereigesetzes ab. Anwälte und Treuhänder sind bei der Sorgfaltspflicht auch künftig dem Gesetz nicht unterstellt. Die sogenannte Lex Panama war gescheitert.

Damit war die Luft endgültig raus aus dem Ballon, der fünf Jahre zuvor fiebrig aufgepumpt worden war. Anfang April 2016 hatte das Haus des *Tages-Anzeigers* gemeinsam mit 109 Zeitungen und TV-Stationen aus 76 Ländern die «Panama Papers» präsentiert. Man präsentierte sie als angebliche Weltsensation der Verruchtheit.

Die Redaktionen durchsuchten über elf Millionen Dokumente, die von einem anonymen Dieb aus einer Kanzlei in Panama gestohlen worden waren. Auch Schweizer Banken und Anwälte, so raunten die Journalisten, seien in obskure Steuerdeals verwickelt.

Man kann es kurz machen. Es gab in der Schweiz aufgrund der «Panama Papers» nicht eine einzige Strafklage. Und auch die Politik verlor umgehend das Interesse.

Fünf Jahre später nun ist ein Remake des Thrillers im Programm, mit demselben Plot und denselben Hauptdarstellern. «Pandora Papers» lautet der Titel. Diesmal geht es um zwölf Millionen Datensätze einer anonymen Quelle, die entwendet und dann von 600 Journalisten in 117 Ländern durchforstet wurden. «Schweizer Anwälte, Treuhänder und Berater gehören weltweit zu den wichtigsten im Geschäft mit Briefkastenfirmen», raunte diesmal der *Tages-Anzeiger*.

Bei den «Pandora Papers» schrumpfte diesmal der Ballon noch schneller in sich zusammen als bei der ersten Staffel aus Panama. Der Grund ist in beiden Fällen derselbe. Es ist die verfilzte Verquickung zwischen linken Journalisten und linken Politikern.

Die Papers unterliegen immer derselben Regie. Zuerst skandalisieren sogenannte kritische Medien mit dicken Schlagzeilen angebliche Steuerdelikte in fernen Briefkastenfirmen. Dann springen linke Politiker auf und zelebrieren ihre Empörungsmasche. Von den Journalis-

Die Paper-Kampagnen riechen zu penetrant nach Aktivismus statt nach Aufklärung.

ten werden sie dann gebrieft und beraten, wo sie am effektivsten ansetzen könnten. Dann versorgen die Politiker die Journalisten mit den News zu ihren politischen Vorstössen, die es wiederum in dicke Schlagzeilen schaffen.

Die beidseitige Umarmung erinnert stark an den sozialistischen Bruderkuß zwischen Leonid Breschnew und Erich Honecker im Jahr 1979. Zwei Gesinnungsgenossen demonstrieren innige Verbundenheit.

Genauso ist es rund um all die obskuren Papers, die uns die Medien unablässig präsentieren. Lippe an Lippe versinken linke Medien und linke Politiker ineinander. Wie bei den «Panama Papers» und den «Pandora Papers» spielte derselbe Flüssigkeitsaustausch bereits bei den sogenannten Luxemburg Leaks, Fincen Files und Paradise Papers.

Die gestohlenen Datensätze werden jeweils von der US-Koordinationsstelle des «International Consortium of Investigative Journalists» an ausgewählte Medien verteilt. Stets sind es vor allem links-grüne Redaktionen, die bedient werden. In der Schweiz etwa ist es der *Tages-Anzeiger*, in Deutschland die *Süddeutsche Zeitung*, in Grossbritannien der *Guardian*, in den USA die *Washington Post*.

Es ist nicht erstaunlich, dass sich die Öffentlichkeit und bürgerliche Parteien nicht für all die hochgestimmten Paper-Skandale interessieren. Das klebrige Komplott von roten Journalisten und roten Parteien raubt den Enthüllungen die Glaubwürdigkeit. Die demonstrative Kooperation verhindert dann selbst vertretbare Anliegen wie eine bessere Meldepflicht für Finanzberater. Denn die Paper-Kampagnen riechen zu penetrant nach Aktivismus statt nach Aufklärung.

In der Schweiz kann man das schön beobachten. Nachdem die «Panama Papers» publik geworden waren, reichte Links-Grün umgehend sechzehn politische Vorstösse ein. «Nur die SP und die Grünen haben reagiert», applaudierte sofort der *Tages-Anzeiger*.

Bei den «Pandora Papers» ist es nun genauso. Die SP inszenierte eine Blitz-Pressekonferenz, an der sie nachbetete, was der *Tages-Anzeiger* für sie vorbereitet hatte. «Pandora Papers: Die SP geht jetzt auf die Anwälte los», jubelte dann wiederum das Blatt.

Bei solcher Verbrüderung muss man sich nicht wundern, dass die Paper-Affären jeweils so schnell verglühen. Mit Journalismus, der auf Distanz geht, hat das nichts zu tun. Es sind Zungenküsse unter Gleichgesinnten.

Duft der weiten Welt

Die Schweizerin Christine Nagel führt das Parfümlabor von Hermès. Beim Treffen in Paris erzählt sie von ihrem Traumberuf.

Bettina de Cosnac

Persönlich öffnet sie mir die Tür zu ihrem Parfümreich im 8. Pariser Bezirk. Eine kleine, prägnante Frau mit wachem Blick. Ungeschminkt, braungebrannt, rundes Gesicht, runde Brille. Von Kopf bis Fuss in Schwarz gekleidet, um den Hals ein Tuch grosszügig drapiert. Klassischer Edel-Look, zugleich zeitlos modern. Hermès-Stil. Ich vermeine Hufgetrappel zu hören, blicke sie fragend an. Sie stutzt, begreift und lacht: «Das sind meine Clogs. Auf dem Parkett klingen sie so.» Tatsächlich, die Frau trägt mit schwarzem Leder abgesetzte Holzschuhe. Die besondere Note. Weiter entfernt stehen zwei breite Sofas, eierschalenfarben. Linkerhand befinden sich ein gläsernes Labor und ein langer Tisch mit Duftutensilien. Zwei atemraubende Panoramablicke über Paris rahmen das Ambiente ein. Nördlich mahnt die Kirche Saint-Augustin, südlich winkt der Eiffelturm. Hier also schlägt das Parfümherz von Hermès.

«Ich bin eine glückliche Parfümeurin», sagt Christine Nagel lachend. Ich nehme es ihr ab. Hier kann man glücklich sein. Ausserdem ist es ein sonnendurchfluteter Tag vor ihrem 61. Geburtstag, und seit einer Woche ist sie «Chevalier des Arts et des Lettres», Ritter für ihre Verdienste um das – französische – Parfüm. Der mit der Auszeichnung verbundene kleine grüne Reversknopf, den sie nicht trägt, würde hervorragend zu ihrem Smaragdring passen.

Wie riecht Zürich?

«Sie sind ein Schweizer Star», sage ich und meine es ernst. Schliesslich musste ich ein halbes Jahr auf das Interview warten, und die Frau ist die einzige Schweizer Nase in Frankreichs Luxussegment. Wieder lacht sie, wehrt ab. «Star nicht, Schweizerin: ja.» Und sprudelt los. «Ich habe noch den Schweizer Pass, meine Kinder auch. Den Akzent habe ich abgelegt, aber ich

Paris

rechne noch auf Schweizerdeutsch, sage *non-ante*.» Interessant. Die Muttersprache in Zahlen. «Und wenn ich mit meinen Eltern telefoniere, kehrt der Akzent sofort wieder.» Dann bleiben wir doch gleich bei ihrer Heimat.

Städteparfüms wie für New York oder Paris waren eine Zeitlang Mode. Wie würde sie ihre Geburtsstadt Genf als Parfüm kreieren? Überrascht blickt sie auf, lächelt versonnen. «Genf ist



«Ich habe Gerüche als Formeln im Kopf»: Chefarparfümeurin Nagel.

Vielfalt und calvinistische Enthaltensamkeit zugleich. Der See vor allem. Er fasziniert mich noch immer. Dann die gewundenen Gassen, das Internationale... Ich würde einen fluiden Duft kreieren, Mineral und Stein.» Und Zürich? Die Frage wird ein ungeahnter Volltreffer. «Zürich! Dort habe ich mein erstes Alain-Delon-Parfüm vorgestellt. Ich war so aufgeregt. Oben das Grandhotel und die Zürcher so offen, so mediterran. Ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte.» Kurze Pause. «Über den Duft müsste ich nachdenken.» Bitte, dieses Parfüm kann warten.

In ihrem Lebenslauf lobt Hermès ihre «Schweizer Stringenz». Sie nuanciert. «Ich würde eher sagen <Respekt>. Respektvoll zu arbeiten, ist schweizerisch – und protestantisch.» Sie lacht verschmitzt. Technische Stringenz brachte vielleicht das Chemiestudium. Damals war Chemie für einen Parfümeur untypisch. Heute ist sie Pflicht an Parfümschulen. Untypisch war vieles in Christine Nagels Biografie. Gerade deshalb wurde sie oft ausgewählt. Auch von Hermès.

Fernab von Grasse und Lavendelfeldern aufgewachsen, wollte sie Hebamme werden, doch das Praktikum im Krankenhaus war «fürchterlich». Also ein Studium, vielleicht in der Forschung – und dann die Zufallsbegegnung mit einem Parfümeur in Genf, der mit einem Testduft die Menschen sichtlich berührte. Das wollte sie auch – berühren. Die Antwort der Parfümschulen lautete nein. Von wenigen Pionierinnen – etwa Germaine Cellier – abgesehen, gab es bis in die achtziger Jahre keine weibliche Nase in den Parfümateliers. Selbst Patricia de Nicolaï aus illustrierter Guerlain-Familie wurde der Zutritt verwehrt. Sie gründete ihr eigenes Label. Ebenso die begabte Annick Goutal, deren teuren Duft Präsident François Mitterrand schätzte. Parfümcreation war heilig – und die Ateliers männlich. «Ich wurde abgelehnt, weil ich eine Frau war. Inzwischen gibt es mehr

Frauen als Männer an den Parfümschulen.» Ärgerte sie das? «Ja. Aber letztlich ist es egal, ob ein Mann oder eine Frau ein Parfüm kreiert. Es kommt auf die Sensibilität an.»

Christine Nagel, die damals Düfte in Formeln zerlegte, was heute Maschinen tun, steuerte über berufliche Stationen in der Türkei, in Korea und Italien ihr Berufsziel an. Sie landete in Paris, arbeitete für Cartier, erhielt Preise und kam – endlich – 2014 zu Hermès. Endstation Sehnsucht, die Erfüllung eines Traums! Seit 2016 leitet sie als Kreativdirektorin sämtliche

olfaktorischen Schöpfungen, beduftet Cremes, komponiert Parfüms wie zuletzt Twillys «Ginger»-Duft. «Ich mag die breite Palette. Und Hausparfümeur bei Hermès zu sein, ist das Beste! Ich habe alle Freiheiten, keine Vorgaben oder Druck.» Auch keinen kommerziellen? «Nein! Woanders wird ein Parfüm weltweit an einer Masse von Konsumenten getestet. Bei Hermès entscheiden wir.»

«Wir», das ist, bei einem Herrenduft, ein vierblättriges Kleeblatt der Hermès-Spitze: neben Nagel der künstlerische Direktor Pierre-Alexis Dumas, Véronique Nichanian, künstlerische Leiterin des Herrenuniversums, und Agnès de Villers, Parfüm-Präsidentin. Ich denke an einen Satz von Parfümeurin Patricia de Nicolaï: «Ein Parfüm, das allen gefällt, ist kein interessantes Parfüm.» Aber was, wenn das Quartett sich im Duft irrt? «Ein Parfümeur», erklärt mir Spitzennase Nagel, «der sich fünf

Von ganz wenigen Pionierinnen abgesehen, gab es lange keine weibliche Nase in den Parfümateliers.

von zehn Mal irrt, ist noch immer sehr gut.» Und sie zitiert Hermès-Präsident Axel Dumas aus der Gründerfamilie: «Ohne Wagemut gibt es keine Kreation. Mir ist es lieber, Sie irren sich und waren kühn, als dass Sie sich irren und nur andere imitierten.» Ein Satz, der Lebensphilosophie sein könnte.

Kennt sie die Angst vor dem leeren Reagenzglas wie mancher vor der weissen Seite? «Nie. Ich finde überall Inspiration – in einer Idee, einem Bild, einer Blume im Asphalt.» Wir schwelgen und schweben. Jedes Leben hat eine Duftbiografie. «Meine erste Dufterinnerung ist ein Puder, den meine Mutter für meinen Bruder verwendete.» Und das erste Parfüm? «Das meiner Mutter, ein Chypre. Ich experimentiere noch immer gerne damit.» Ihre Mutter stammt aus Norditalien, weshalb Christine Nagel neben Französisch, Englisch auch Italienisch spricht.

Wie muss ich mir das Leben einer Parfümeurin vorstellen? Hedonistisch? Puristisch? «In der Normandie laufe ich mit Regentiefeln und Spaten rum.» Gut, wie Schauspielerin Catherine Deneuve in ihrem verregneten Landhaus. Aber weiter, das Interieur? Bunt oder Bauhaus? Ich bin neugierig, will mehr von dieser lebendigen und zugleich bedächtigen Frau wissen. Vorsichtig formuliert sie: «Wenn man verheiratet ist, bringt jeder seinen Geschmack ein. Ich habe schöne Vasen ...»

Und schon sind wir wieder beim Thema: «Eine Trennung beginnt meistens, wenn man den anderen nicht mehr riechen kann.» Niemals würde sie einem Menschen, den sie nicht kennt, ein Parfüm schenken. «Parfüm ist etwas sehr Intimes!» Es sage sogar mehr über

den Charakter einer Person aus als Kleidung. Denn es sitzt tiefer, geht unter die Haut. Haben Menschen den Duft entdeckt, der ihren Sinnesnerv trifft, bleiben sie ihm ein Leben lang treu, obwohl Kleidungs- und Wohnstil sich ändern. Dies gelte auch für die junge Generation, die sich durchs Leben zapft. Aber dass diese gerne zwei Parfüms zu einem neuen mixt, daran musste sie sich erst gewöhnen. «Wichtig ist letztlich, dass man sich wohl fühlt.»

Tägliches Nasentraining

Parfüm ist Emotion und Botschaft. Für manche dient es nur dem eigenen Wohlbefinden oder ist Schutzwolke. Andere kündigen mit einem intensiven Parfüm ihr Kommen an. Nagel selbst trägt meist nur bunte Pflaster auf dem Arm mit den Duftnoten, die sie gerade testet. «Parfüms mit kurzen Formeln, nicht zu viele Moleküle.» Weniger ist mehr. Es ist das Hermès-Erbe, das der ganzen Kreationlinie entspricht.

Seit vierzig Jahren trainiert Nagel die Nase täglich. Morgens im Labor definiert sie zwei, drei Noten und deren Herkunft. Es sind ihre Tonleitern, wie die einer Musikerin. Die Nase ist ihr Arbeitsmittel. Ein Virus, das den Geruch raubt, bedeutet Gefahr. Doch ein Parfümeur kann seine Nase nicht versichern lassen wie ein Pianist seine Hände. «Man kann Geruchsverlust nicht prüfen», erklärt Nagel. «Aber die Pandemie zeigte, wie verloren wir ohne Geruchssinn sind. Man sollte ihn bei Kindern fördern, sie auf die Vielzahl der Düfte in ihrer Umgebung hinweisen.»

Erinnerungen an warmen Kuchen, weisse Lilien und frisches Herbstlaub werden in mir wach. «Ich habe Gerüche als Formeln im Kopf», sagte Christine Nagel. Selbst ohne Nase könnte sie also kreieren. Wie Beethoven, der taub weiter komponierte. Die Interviewzeit ist um. «Vergessen Sie nicht», ruft mir die illustre Hausparfümeurin von Hermès am Ausgang nach. «Zwei der drei weltweit grössten Dufthersteller, Givaudan und Firmenich, sind Schweizer!» Dank Christine Nagel hat die Schweiz im Parfüm der Pariser Luxusklasse die Nase vorn.



INSIDE WASHINGTON

Antreten zum Senilitäts-Test

Während eines Fernsehinterviews wagte es US-Senator Bill Cassidy, eines der heissesten Eisen der US-Politik aufzugreifen: Beamte, die immer wieder für ihr Amt kandidieren und dabei ihren Verstand verlieren. Der republikanische Senator, der seine erste Amtszeit absolviert, hat festgestellt, dass Politiker nicht in den Ruhestand treten, selbst wenn sie nicht mehr wissen, wer gerade Präsident ist. Die polierten Korridore der Macht sind gleichzeitig eine Einrichtung für betreutes Wohnen, in der alternde Politiker in marineblauen Anzügen und mit leeren Gesichtern herumlaufen. Der prominenteste Fall sitzt im Oval Office. Betreten beobachtet die Nation, wie Biden im Murmelton Notizen abliest, die von einer Schar nervöser Helfer im Weissen Haus ausgedacht und verfasst wurden.

Cassidy sagt, der kognitive Verfall sei «normalerweise spürbar». Die Häufigkeit von Bidens Aussetzern wäre vielleicht noch auffälliger, wenn sein Pressekorps nicht alles daransetzten würde, diese zu kaschieren. Der Kommentator der *San Diego Tribune*, Chris Reed, der für Biden gestimmt hat und dies wieder tun würde, ist beunruhigt darüber, dass die Medien Bidens Aussetzer oft ausblenden. Reed stellt zum Beispiel fest, dass ABC News Bidens verwirrte Aussage, dass sein verstorbener Sohn Beau «bei den US-Marines im Binnenland Afghanistan gedient hat», nicht rapportiert hat. Beau war in der Army und leistete im Irak Dienst. Biden, 78, der älteste Präsident der US-amerikanischen Geschichte, ist bislang Fragen zu seinen geistigen Fähigkeiten ausgewichen.

Arzt und Senator Cassidy ist überzeugt, dass Beamte «eine heilige Verantwortung gegenüber den US-amerikanischen Bürgern haben», die vor Erdbeerpudding und Bingo-Abend kommt. Um sicherzustellen, dass sie dem Volk und Land verantwortungsvoll dienen, fordert Cassidy einen Senilitätstest für alternde Politiker.

Amy Holmes

Das Leben und die Ampel

Ganz Deutschland spricht über das rot-gelb-grüne Lichtsignal.

Vier Gedanken: Vom sakralen Charakter bis zu den Verschiebungen des Lebens.

Linus Reichlin

1 — Eine Ampel kann Rot, Grün und Gelb anzeigen. Mischt man Rot und Grün, ergibt sich Gelb, so dass, wenn noch einmal Gelb hinzukommt, das Total aller drei Farben Gelb ergibt. Die Mischung von Grün und Gelb erzeugt einen Farbton, der im Farbspektrum näher bei Gelb ist als bei Grün. Mischt man diesen Farbton mit Rot, ergibt das Orange. Eine Ampelkoalition kann also unter dem Strich entweder gelb oder orange sein. Das heisst, die Grünanteile sind kaum noch sichtbar, und aus dem knalligen Rot ist ein harmloses Orange geworden. Der Gewinner einer solchen Koalition ist aus Sicht der Farbenlehre eindeutig Gelb.

2 — Aus physikalischer Sicht ist Grün von den drei Ampelfarben die mit der kürzesten Wellenlänge, also die energiereichste. Danach folgt Gelb, dessen Wellenlänge nur wenig länger ist als die von Grün.

Die Farbe mit der längsten Wellenlänge und folglich der geringsten Energie ist Rot. In der Astronomie ist das Licht der von uns am weitesten entfernten Sterne rot verschoben, während das Licht der uns sehr nahen Sonne gelb ist.

Wenn wir also auf eine Ampel zufahren, die grün ist, erreicht kurzweiliges, energiereiches Licht unsere Augen, so dass wir dazu stimuliert werden, das Gaspedal durchzudrücken, um noch rechtzeitig über die Kreuzung zu düsen. Springt die Ampel dann aber auf Rot, wird unser Gehirn durch das nun langwellige Licht schlagartig in einen Ruhemodus versetzt, in dem wir das Bedürfnis nach Stillstand empfinden.

Aus dieser Zwangshypnose weckt uns dann nach einer Weile das gelbe Licht, welches, wie gesagt, fast, aber eben nicht ganz so energiereich ist wie das grüne.

Das gelbe Licht verhilft uns also zu einem sanfteren Übergang vom verschnarchten Rot zum hyperaktiven Grün. Es ist eine mediatorische Farbe, also etwas Ähnliches wie ein Eheberater.

3 — Aus etymologischer Sicht ist eine Ampel verwandt mit dem «ewigen Licht», wie es in Synagogen und katholischen Kirchen gebräuch-



Der Gewinner der Koalition ist aus Sicht der Farbenlehre eindeutig Gelb.

lich ist. Mit dem Wort *ampulla* wird im Lateinischen ein kleines Fläschchen bezeichnet, in dem Öle aufbewahrt wurden, unter anderem eben auch das Öl, mit dem früher in Synagogen und Kirchen das ewige Licht gespeist wurde. Mit der Zeit bekam das Wort *ampulla* die Bedeutung von «Leuchte». Diese an der Decke der Kirchen baumelnde *ampulla* mahnte viele Jahrhunderte lang die Gläubigen, sich zu mässigen und auf die Bremse zu treten, wenn es um ihre Leidenschaften ging.

Als die Gläubigen dann begannen, in Automobilen zur Kirche oder zur Synagoge zu fahren, stiessen sie an Strassenkreuzungen natürlich oft frontal und lateral zusammen, weil es noch keine Verkehrsregulierung gab. Es entstand der Wunsch, eine Art ewiges Licht über die Kreuzungen zu hängen, und um den sakralen Charakter der Verkehrsregeln zu betonen, nannte man es «Ampel». Sie ist also im Kern ein religiöser Gegenstand der christlich-jüdischen Tradition.

Dies erklärt, weshalb die Verkehrsteilnehmer in vielen islamischen und buddhistischen Ländern die Ampel eher als ein nebensächliches säkulares Objekt betrachten – falls sie sie denn überhaupt betrachten. Im atheistischen China ist es sogar schwierig, die Verkehrsteilnehmer

davon zu überzeugen, an einer roten Ampel auch dann anzuhalten, wenn auf der Kreuzung gar kein anderer Wagen kommt.

4 — In christlichen Ländern verbringt ein Automobilist durchschnittlich drei Monate seines Lebens mit Warten an roten Ampeln. Wie man diese Zeit verbringt, ist geschlechtsspezifisch. Frauen nutzen die Rotphasen, um sich zu schminken, um Nachrichten auf dem Handy zu verschicken oder ihr Auto aufzuräumen. Männer haben kein Schminkzeug dabei, deshalb starren sie oft während der gesamten Rotphase auf das rote Licht, das sie als feindlich empfinden.

Das hat aber den Vorteil, dass sie, wenn Gelb kommt, bereits losfahren, während weibliche Automobilisten bei Gelb noch einmal ihren Lidstrich überprüfen, und bei Grün suchen sie in ihrer Handtasche nach einem Wattestäbchen, um den Lidstrich zu korrigieren.

Für alle Menschen hingegen gilt, dass das Springen der Ampel von Gelb auf Rot oder umgekehrt immer auch ein klein wenig einen neuen Lebensabschnitt einleitet. Wer bei Rot hält, wird unterbrochen. Wenn er dann bei Grün wieder weiterfährt, knüpft er nicht immer genau dort wieder an, wo er unterbrochen wurde.

Oft kommt es zu winzigen Verschiebungen unseres Lebenswegs, die wir nicht wahrnehmen, die uns aber gleichwohl irgendwie weiterbringen. Insofern ist die Lebenszeit, die wir an roten Ampeln verbringen, nicht vergebend. Das wollen wir jedenfalls hoffen.

Aber die Wahrheit ist leider folgende: 3 Monate unseres Lebens verbringen wir mit Warten bei Rot. 3 Jahre verbringen wir auf der Toilette. 24 Jahre lang schlafen wir, und 12 Jahre sitzen wir vor dem Fernseher. Somit ist die Ampel zwar unser geringstes Übel. Aber vielleicht wären diese 3 Monate genau die Zeit gewesen, in der wir zwischen dem Sitzen auf der Toilette und dem Sitzen vor dem Fernseher Grosses hätten erreichen können, wenn wir nicht vor einer Ampel hätten warten müssen!

SVP flirtet mit Links

Im Tandem mit den Sozialdemokraten möchte die Volkspartei SNB-Gelder in die AHV umlenken. Warum das keine gute Idee ist.

Florian Schwab

Räumlich trennt nur ein Steinwurf die Schweizerische Nationalbank (SNB) vom Bundeshaus am Bundesplatz. Doch die Distanz zwischen den beiden ist in den letzten Jahren grösser geworden. Der Nationalrat hat nämlich vor gut einem Jahr mit grosser Mehrheit entschieden, dass die Einnahmen, die die SNB aus den Negativzinsen erzielt, in die AHV fliessen sollen. Eine Allianz aus SVP und SP hatte es möglich gemacht.

«Diese Milliarden, die hier jedes Jahr als Steuer oder als Gebühr auferlegt werden, müssen wieder zurückgeführt werden an die Bevölkerung», sagte SVP-Mann Alfred Heer dem Schweizer Radio und Fernsehen. Und SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer meinte: «Die Negativzinsen der Nationalbank – das ist unser Volksvermögen.»

Vorübergehendes Phänomen

Demnächst muss noch der Ständerat über den Plan befinden. Die Wahrscheinlichkeit, dass die kleine Kammer mitmacht, ist eher gering. Und das ist gut so. Man kann mit ehrenwerten Gründen die Negativzinsen und die Geldpolitik der Frankenschwächung kritisieren – die Politisierung des Notenbankvermögens ist trotzdem keine gute Idee. Das legen Gespräche der *Weltwoche* mit zwei führenden geldpolitischen Köpfen der Schweiz und mit SVP-Vertretern nahe, die das Anliegen mittlerweile kritisch sehen.

Kurt Schiltknecht, früherer Chefökonom der SNB und ehemaliger *Weltwoche*-Kolumnist, sagt, es sei falsch, wenn die SNB direkt und gezielt bestimmte politische Anliegen finanziere. Erstens gehöre die SNB dem Bund und den Kantonen. Diese erhielten ohnehin substanzielle Gelder aus den SNB-Gewinnen, über deren Verwendung sie dann im Rahmen der üblichen staatlichen Finanzplanung politisch entscheiden könnten. Zweitens seien die Negativzinsen wohl ein vorübergehendes Phänomen. Daraus einen wirtschaftspolitischen Paradigmenwechsel abzuleiten, sei gefährlich. Denn: Wenn die Notenbank einmal zur Finanzierung eines bestimmten

Ziels verpflichtet worden sei, werde das immer wieder passieren.

Ebenfalls kein Freund der Idee ist der Basler Wirtschaftsprofessor Yvan Lengwiler. Er ist Gründer des SNB Observatory, das die Geldpolitik der SNB kritisch begleitet. Lengwiler verweist darauf, dass die SNB-Ausschüttungen gemäss Verfassung zu zwei Dritteln den Kantonen und zu einem Drittel dem Bund zustehen. Die vorgeschlagene Bindung des Bundesanteils dieses Gewinns schein willkürlich. Die Finanzprobleme der AHV hätten mit der SNB nichts zu tun.

Schiltknecht betont weiter, dass sich die SNB mit ihren fast tausend Milliarden Franken an ausländischen Anlagen wie Aktien und Obligationen in eine möglicherweise gefährliche Lage manövriert habe. So könnten zum Beispiel die Aktienkurse einbrechen. Oder ein Land könnte sich plötzlich weigern, seine finanziellen Verpflichtungen gegenüber der SNB zu erfüllen. Auch die Möglichkeit einer starken Frankenabwertung müsse man zumindest in Betracht ziehen – alles Szenarien, in denen die SNB über gesunde Reserven verfügen müsse. Andernfalls verlöre sie die geldpolitische Handlungsfähigkeit.

Ein Argument, das auch in Teilen der SVP verfangt. Ein Nationalrat der Volkspartei, der dem Anliegen im Parlament zugestimmt hat,

rechnet vor, dass das Eigenkapital der SNB im historischen Vergleich eher tief sei. Vor der Finanzkrise hätte dieses bei über 50 Prozent der Bilanzsumme gelegen, heute seien es nur noch gegen 20 Prozent. In einer Welt, in der die Finanzpolitik vieler Staaten aus den Fugen gerate, die Geldmengen explodierten und die Finanzmärkte unberechenbar seien, müsse die SNB ihr Pulver trocken halten.

Widersprüchliche Negativzinsen

Einer der schärfsten Nationalbank-Kritiker aus SVP-Kreisen ist alt Nationalrat Hans Kaufmann, der lange Jahre dem Bankrat der Zürcher Kantonalbank angehörte. Er führt aus, dass die Negativzinsen dem Nationalbankgesetz widersprechen. Dieses sehe eine positive oder eine Nullverzinsung der Bankguthaben bei der SNB vor, nicht aber Negativzinsen. Dass die SNB die seines Erachtens nicht rechtmässig erzielten Gewinne zurückgeben müsse, liege auf der Hand. Trotzdem: Dem Vorschlag, die Gelder in die AHV zu überweisen, würde er – wäre er Mitglied des Ständerats – nicht zustimmen. Dadurch, so sein Argument, würden nur wieder die notwendigen Reformen bei der AHV verzögert.

Was also tun mit dem Nationalbankgeld? Kurt Schiltknecht spricht sich für eine moderate Erhöhung der ordentlichen Ausschüttungen an Bund und Kantone aus, im Rahmen von vielleicht zehn statt wie bislang sechs Milliarden Franken pro Jahr. Weiter gehen würde Yvan Lengwiler. Gemeinsam mit den Ökonomen Stefan Gerlach und Charles Wyplosz hat er die Idee entwickelt, dass die SNB ihre Gewinne, über die Zeit geglättet, praktisch vollumfänglich an Bund und Kantone ausschütten sollte, anstatt daraus Reserven anzuhäufen. Für das letzte Jahr hätte der Vorschlag eine Ausschüttung von rund 25 Milliarden Franken bedeutet.

Hans Kaufmann dagegen bringt eine andere, neue Idee ins Spiel: Die aufgelaufenen Erlöse aus den Negativzinsen sollten in einen Fonds eingebracht werden, der mindestens dreissig Jahre von der Politik nicht angerührt werden darf.



Afrika wird armregiert

Für afrikanische Regierungen zahlt es sich aus, ihre Länder im Ausnahmezustand zu halten. Europa kann die Völkerwanderungen nicht bewältigen.

Volker Seitz

Ich habe mich an jedem meiner Dienstore in Afrika mit Migrationsfragen beschäftigt. Meine Erfahrungen werden von vielen noch aktiven Kollegen geteilt. Selbstverständlich werden diese sich – dem heutigen Zeitgeist entsprechend – niemals so offen äussern können. Sie fürchten, in die nationale Ecke gestellt zu werden, wenn sie den allzu sorglosen Umgang mit Begriffen wie Asyl, Flucht oder Illegalität bemängeln. Leider ist die Diskussion von moralischen Urteilen durchgesetzt. Ein anderer Blick auf die Migration ist dringend nötig.

Der langjährige Afrika-Korrespondent der *Los Angeles Times*, David Lamb, schrieb schon 1987 in seinem Buch «The Africans» («Afrika Afrika»): «Tragischerweise ist Afrikas Flüchtlingsproblem eher die Sorge der internationalen Gemeinschaft als die der afrikanischen Regierungen. Dasselbe gilt für Nahrungsmittelknappheit, Bevölkerungswachstum und die Nöte, die durch Dürre und andere Naturkatastrophen verursacht werden. Es ist für die meisten afrikanischen Regierungen in der Tat vorteilhaft, ihre Länder in einem ständigen Ausnahmezustand zu halten, weil sie dann die Krise zu einer Geldquelle machen und unterdrückerische Massnahmen im Namen des Überlebens der Nation rechtfertigen können.»

Radiosender – in Afrika ist das Radio nach wie vor das wichtigste Medium – und soziale Medien verbreiten eine frohe Botschaft: Wer es nach Europa schafft, hat beste Chancen, dauerhaft zu bleiben, egal, ob ein Asylgrund vorliegt oder nicht. Rechts-, Aufnahme- und Versorgungsansprüche sind in Einzelheiten bekannt. Diese Politik ist auch eine Goldgrube für Menschenhändler, denn es sind nicht die Ärmsten, die die lebensgefährliche Reise wagen. An der illegalen Einwanderung verdient die organisierte Kriminalität gut. Ein Schleuser kann, wie der franko-beninische Journalist Serge Daniel ermittelt hat, derzeit zwischen 1000 und 8000 Euro pro Person verlangen.

Viele Migranten haben keine Vorstellung davon, was sie in Europa erwartet; sie sind «auf gut Glück» aufgebrochen, wie sie Reportern von Radio France Internationale (RFI) häufig



Ein anderer Blick auf die Migration ist dringend nötig: afrikanische Flüchtlinge.

erzählten. Dennoch sind die jungen Afrikaner gut informiert. Sie kennen die «Regeln» von Landsleuten, die vor ihnen nach Europa kamen. Diese informieren über den Anspruch auf finanzielle Leistungen, von Griechenland bis zur Schweiz, sogar in abgelegenen Regionen. Sie wissen sehr genau, um welche Länder sie einen Bogen machen sollten.

Klare Signale

Sie wissen auch, dass Ausweisungsbescheide nicht vollstreckt werden können, wenn die Immigranten ohne Papiere angekommen sind. Bei Asylverfahren sind auch immer wieder gefälschte Zeitungsartikel im Einsatz, um die politische Verfolgung des Asylbewerbers zu untermauern. Gefälschte Dokumente waren zu meiner Zeit als Botschafter in Kamerun alltäglich und wurden von kamerunischen Behörden gerne dann toleriert, wenn die Fälschungen «nur» bei ausländischen Vertretungen eingesetzt wurden. Neben der Tatsache, dass man auf einem bestimmten Markt in der Haupt-

stadt Jaunde so ziemlich jede kamerunische Urkunde kaufen kann, ist die Stadt Kumba in der Südwestprovinz dafür bekannt, dass dort Urkunden häufig gefälscht werden.

Europäische Politiker arbeiten seit Jahren mit dem Textbaustein «Fluchtursachen beseitigen», doch über eine wichtige Ursache wird nie geredet: Es sind die Anreize. Wer jedem illegalen

Wer offene Grenzen als Allheilmittel gegen die Armut fordert, macht es sich zu einfach.

Einwanderer Kost, Logis, Taschengeld und kostenfreie Gesundheitsversorgung verspricht, der lädt jeden ein, in dessen Land die Lebensbedingungen spürbar schlechter sind als hierzulande. Erst wenn klare Signale ausgesendet werden, dass die Ankunft in Europa über illegale Einwanderung nicht mehr möglich ist, werden die Zahlen der illegalen Migranten, die im Mittelmeer sterben, zurückgehen.

Dass die «Migration den Politikern sogar gelegen kommt», wie einige meiner afrikanischen Bekannten meinen, ist sicher nicht ironisch gemeint. Da es die Unbequemen sind, sehen Afrikas Herrschende sie nur zu gerne ziehen. Kameruns Präsident Paul Biya (seit 1982 im Amt) hat zu meiner Zeit als Botschafter in dem Land gar öffentlich das Recht auf Migration nach Europa gefordert.

Migration bleibt ein kontroverses, emotionales Thema: für die Migranten selbst wie für die in Armut Zurückgebliebenen und ebenso für die Bürger der Aufnahmeländer. Wer als multikulturell Gesinnter offene Grenzen und uneingeschränkte Migration als Allheilmittel gegen die Armut auf der Welt fordert, macht es sich jedenfalls zu einfach. Die Länder, die ihre jungen Menschen durch Auswanderung verlieren, geben damit die Personen auf, welche die Zukunft des Landes aufbauen können.

Europa kann nicht dauerhaft die Folgen des afrikanischen Bevölkerungsdrucks auffangen. Illegale Einwanderung, insbesondere bei Menschen aus Ländern, in denen es politische Freiheit gibt, darf sich nicht lohnen.

Europa blamiert sich

«Afrika steht vor einer Bevölkerungsexplosion, die zwangsläufig zu einer massiven Migration in Richtung Europa führen wird», schreibt der amerikanische Journalist, Professor und *Weltwoche*-Autor Stephen Smith in «La ruée vers l'Europe» («Nach Europa! Das junge Afrika auf dem Weg zum alten Kontinent»). Der linksliberale Smith wendet sich gegen den unerschütterlichen Glauben, dass mittels Entwicklungshilfe die meisten Afrikaner zum Bleiben in ihren Ländern bewegt werden könnten.

Er schreibt: «Entwicklungshilfe hilft nicht, Einwanderungsströme nach Europa zum Versiegen zu bringen, sondern sie trägt im Gegenteil dazu bei, dass Auswanderung ein mögliches Projekt wird [...] Die Zahlen afrikanischer Einwanderer nach Europa sind deutlich gestiegen, seit es Afrika besser geht. [...] wenn wir Millionen von Afrikanern in unsere Gesellschaften integrieren, werden wir auch andere Normen und Wertbegriffe importieren, ein anderes Autoritätsverständnis, andere Erziehungsideale, ein anderes Frauenbild und vieles mehr.»

Das angebliche grosse Interesse der Partnerstaaten an Kooperation kann ich nicht bestätigen. Die Interessen unserer Länder werden meist nicht formuliert oder im Rahmen der Möglichkeiten nicht durchgesetzt. Dafür werden theoretische Vorträge gehalten mit einer überheblichen Zurschaustellung von Moral und Gesinnung. Selbst Afrikaner nehmen uns aussenpolitisch nicht mehr ernst.

Wir brauchen ein Ziel, um die Menschen mit ihren Fähigkeiten im eigenen Land zu halten, weil sie dort zur Entwicklung gebraucht werden. Wenn man eine Erfolgsgeschichte auf dem



Kontinent sucht, kommt man heute an Ruanda nicht vorbei. Die positiven Resultate der Politik von Paul Kagame zieht kaum jemand in Zweifel. Ruanda hat sich unter Kagames Führung in den vergangenen zwei Jahrzehnten schneller entwickelt als jedes andere afrikanische Land. In den Flüchtlingsbooten, die übers Mittelmeer nach Europa kommen, sitzen keine Ruander. Sie fliegen mit dem Flugzeug in die entgegengesetzte Richtung. Die Rückkehrer bringen Kapital, Wissen und Innovation mit. 3,5 Millionen Menschen sind seit dem Genozid zurückgekehrt.

Europa blamiert sich vor Afrikanern, wenn es überheblich moralisch urteilt und bewertet. (Medien kritisieren Ruanda sehr gerne als autokratisch regiert.) Es ist nicht an uns, afrikanischen Ländern Vorgaben zu machen. Afrikaner

Wir brauchen ein Ziel, um die Menschen mit ihren Fähigkeiten im eigenen Land zu halten.

können selbständig ihre Entwicklung in die Hand nehmen. Wir sollten alte Einsichten überdenken, das Besserwissen überwinden und uns fragen, ob der Anspruch, Afrika zu retten, nicht ein paar Nummern zu gross ist. Afrikaner können nur so Selbstvertrauen und Selbstachtung gewinnen. Ich habe festgestellt, dass politische europäische Initiativen nichts ändern. Wir zahlen und haben keinen Einfluss.

Über Länder-Patenschaften könnten einige der Fluchtursachen bekämpft werden. Auch würde sich Europa durch den Fokus auf einzelne Staaten, etwa im Trockengürtel des Sahel, aus dem die meisten afrikanischen Migranten stammen, bei seinen Hilfsaktionen weit weniger als bislang verzetteln. Wir sollten dabei nur Staaten unterstützen, die bereit sind, die eigene Regierungsarbeit und zentrale Aspekte einer nachhaltigen Entwicklung – etwa die berufliche Bildung und Familienplanung – konsequent zu fördern. Wir sollten anfangen, unsere Mittel auf Länder zu

konzentrieren, die Ansprüchen auf Rechtsstaatlichkeit annäherungsweise standhalten. Das sind in Westafrika Benin, Ghana, Senegal und neuerdings Niger (das Transitland für Migranten).

Jeder Afrikaner, der in sein Land zurückkehren will, sollte grosszügige Starthilfen bekommen, um ihn beim Berufsstart in seiner Heimat zu unterstützen, beispielsweise mit Anschubfinanzierungen für eine Firmengründung. Ein Betrag bis zu 50 000 Euro wäre schon nach einigen Monaten billiger als eine dauerhafte Arbeitslosigkeit in Europa. Es sollte eine konkrete, transparente Ergebnisvereinbarung zwischen Geber und Nehmer geben. Die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) und die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) könnten bei einem Businessplan helfen und die Firma für eine festgelegte Zeit betreuen. Sobald der ehemalige Migrant Ergebnisse nachweist, die von unabhängigen Prüfern abgenommen wurden, zahlen die Botschaften sukzessiv die zugesagte Summe. Dieses Konzept bringt die Leute dazu, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Volker Seitz war von 1965 bis 2008 für das deutsche Auswärtige Amt tätig, zuletzt als Botschafter in Kamerun, der Zentralafrikanischen Republik und Äquatorialguinea mit Sitz in Jaunde. Er ist Autor des Bestsellers «Afrika wird armregiert».

Pensionierung

AHV
Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse
Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek
Soll ich amortisieren?

Steuern
Wie kann ich sparen?

Nachlass
Wie sichere ich meine Familie ab?



Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch





VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita» Bella macchina, bella Italia!

Schneller, schöner, edler: Allein die Namen Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani lassen die Herzen aller Fans exklusiver Motorfahrzeuge höher schlagen. Kommen Sie mit auf eine eindruckliche Reise mit Werksbesichtigungen, Museumsbesuchen und allerlei kulinarischen Genüssen.

Wir logieren im Vier-Sterne-Hotel im Herzen Bolognas. Im Stadtteil Borgo Panigale besuchen wir das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Es folgt das Lamborghini-Werk, wo wir mit dem Neffen des Firmengründers, Fabio Lamborghini, in dessen Stamm-Trattoria zu Mittag essen. Nach einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Die Offenbarung einer Technik voller Emotionen.

Am dritten Tag erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Nachdem wir mittags typischen Parmigiano verkostet haben, widmen wir uns dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt und besichtigen das Unternehmen Pagani, wo Automobilbau zur Kunst wird. Anschliessend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Auch Bologna ist sehenswert. Der Rundgang durch die historische Altstadt bietet viel Schönes. Am Nachmittag erwartet uns

Ferrari in Maranello mit einer Rundfahrt durch die Autoschmiede und einer Zeitreise im Museum. Berausende Impressionen! Als Steigerung bietet sich die Gelegenheit zur fakultativen Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello. Zum Finale speisen wir im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese, dem Stammlokal der Formel-1-Piloten.

BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Abreise kostenlos stornieren!



DIE WELTWOCH

REISEGARANTIE

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita»

Reisetermine:

10. bis 14. November 2021
27. April bis 1. Mai 2022
7. bis 11. September 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Vier-Sterne-Hotel in Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif
- Lunch mit Fabio Lamborghini
- Parmigiano-Verkostung Landgut Panini
- Weindegustation und regionale Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug «Faszinierende Welt von Ducati und Edelschmiede Lamborghini», Besuch des Privatmuseums
- Ausflug «Maserati-Museum und exklusiver Fahrzeughersteller Pagani»
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Ausflug «Auf den Spuren des Rennsports bei Ferrari»
- Qualifizierte Reiseleitung

Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 200.–
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

HERODOT



Sebastian Kurz ist ein Ausnahmetalent, und er hat sein Land überdurchschnittlich gut geführt, namentlich auch durch die Corona-Krise. Deutschland und ganz Europa hat er nach Merkels totaler Grenzöffnung für selbsternannte Flüchtlinge vor einer Katastrophe bewahrt: Als Aussenminister verammelte er zusammen mit kleinen Balkanstaaten die Südostroute nach Europa. Längst ist die von ihm skizzierte Politik EU-Doktrin.

Kurz' bis jetzt schier makellose Karriere nahm indes ein jähes Ende, weil sein Umfeld mit Steuergeldern vor Jahren eine Meinungsumfrage finanziert und dieser zu prominenter Veröffentlichung verholfen haben soll. Das war zweifelsohne nicht korrekt, aber in unserem östlichen Nachbarland nicht allzu ungewöhnlich. Auch andernorts und selbst bei uns würde es mich nicht überraschen, wenn Ähnliches vorkäme. Ich denke etwa an den Filz zwischen Baulobby und Behörden in unseren Gemeinden oder an die lukrativen Verwaltungsratsmandate unserer Parlamentarier und Altbundesräte, mit denen politische Gefälligkeiten abgegolten werden.

Aber Kurz gehörte eben nicht zum mittelmässigen Politikerfilz, sondern überragte diesen um Haupteslänge. Die übrige politische Klasse musste dem kometenhaften Aufstieg des Jungspunds lange mit ohnmächtigem Neid zusehen. Nun roch sie Blut. Hätte Kurz links der Mitte politisiert, hätte man die Verfehlungen vielleicht noch unter den Teppich gewischt; so wie man hierzulande einer wehrlosen Frau eine Antiterror-Einheit auf den Hals gehetzt und sämtliche allfällig kompromittierenden Mails und Chats gelöscht hatte. Aber einem rechten Politiker verzeihen die politisch korrekten

Meinungsmacher solches nicht, und ebenso wenig gilt für ihn das Telekommunikationsgeheimnis. Um die Öffentlichkeit in die richtige Stimmung zu versetzen, wurden ausführliche private Chats an die Medien weitergegeben.

Wen wundert's, dass Ausnahmetalente immer weniger Lust verspüren, sich politisch zu engagieren? Dies zeigte sich bei der mediokren Auswahl an deutschen «Kanzlerkandidat:innen» und an der zunehmenden Zersplitterung der Parteienlandschaften in ganz Europa. Ehemalige Volksparteien verkommen zu politischen Sekten, Parteiprogramme zu weichgespülten Allgemeinplätzen, die sich je nach Bedarf und

Wen wundert's, dass Ausnahmetalente immer weniger Lust verspüren, sich politisch zu engagieren?

politischer Stimmung jederzeit umpolen lassen. Die Gössi-FDP hat vorgeführt, wie erfolgreich man damit bei den Stimmberechtigten ist. Glücklicherweise fand sie trotzdem einen neuen Präsidenten, der das Potenzial hat, der ehemals staatstragenden Partei wieder klare Konturen zu verleihen und ihren Niedergang zu stoppen.

Bei den meisten deutschen Parteien lässt sich wenigstens noch in Ansätzen vermuten, wofür sie stehen. Der CDU aber fehlen nach sechzehn Jahren Angela Merkel jegliche inhaltliche Greifbarkeit und glaubwürdiges Führungspersonal. Merkel, die das Land mit Windfahne statt Kompass steuerte und potenzielle Nachfolger mit Profil vorsorglich erledigte, hinterlässt ihr verbrannte Erde! Rechts-konservative Wähler sind längst zur AfD, liberale zur FDP abgewandert. Die CDU verkam zum «Multi-

Wahlverein»; der Spruch «Sie kennen mich ja inzwischen» war Programmersatz. Mit Merkels Abgang stach er nicht mehr, zumal die Kanzlerin ihren SPD-Vizekanzler wochenlang unwidersprochen den – wohl zutreffenden – Anspruch auf ihre inhaltliche Nachfolge erheben liess. So dürfte nun der bereits abgehalfterte Olaf Scholz an der Spitze einer Ampel Bundeskanzler werden.

Der CDU/CSU wird die Opposition nicht leichtfallen. Traditionell steht sie zwischen den neuen Regierungsparteien: rechts von Grünen und SPD, aber links der wirtschaftsliberalen FDP. Getreu ihren Wurzeln im politischen Katholizismus versuchte sie stets den Brückenschlag zwischen gesellschaftlich konservativen Unternehmern und Arbeitern. Dies war eine taugliche Ideologie für einen Kanzlerwahlverein, ist aber eine schwierige Position für eine Oppositionspartei gegen eine derart breit aufgestellte Regierung – zumal nach Merkels programmatischem Kahlschlag. Bereits hat eine Mehrheit der Jungen Grün oder FDP gewählt. Der SPD bleiben die Staatsangestellten und Rentner. Für die CDU könnte es eng werden, falls sie kein überzeugendes Führungspersonal findet, das die Partei zwischen den bereits von andern besetzten Positionen programmatisch situieren kann. Diese Herausforderung stellt sich auch der neuen Führung der schweizerischen FDP und – seit langem – der CVP-Mitte. Ein erfolgreiches Meistern dieser Herausforderungen wäre der Schweiz und Deutschland zu wünschen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Fluch der Karibik

Während seines Scheidungsprozesses schwand das Vermögen des russischen Multimilliardärs Oleg Burlakov drastisch. Dann starb er unerwartet. Das Epizentrum des Justizkrimis ist Zürich.

Alex Baur



Irgendwann liefen die Dinge aus dem Ruder: Oligarch Burlakov.



Segeljacht der Superlative: Burlakovs «Black Pearl».

Oleg Vladimirovic Burlakov war einer jener schillernden Oligarchen, die im Zuge der Perestroika aus der einstürzenden Sowjetunion emporstiegen wie Phönixe aus der Asche. Geboren 1949 im damaligen Leningrad, hatte er als Flugzeugingenieur Karriere bei der Luftwaffe gemacht. Burlakov war ein glühender Patriot, doch der Offizier sah den Umbruch bereits in den 1980er Jahren kommen. Schon unter dem kommunistischen Regime war er als innovativer Geschäftsmann unterwegs.

Im Zuge der grossen Privatisierung gelang es Burlakov Anfang der 1990er Jahre, den Gasgiganten Burneftegaz und den Zementriesen Novorosement unter seine Kontrolle zu bringen. Mitte der nuller Jahre stiess er die beiden Rohstoffunternehmen für insgesamt rund 2,5 Milliarden Dollar ab. Doch Burlakov war nicht etwa auf der faulen Haut gelegen. Als Investor mehrte er sein Vermögen munter weiter, das in den besten Zeiten auf 3,5 Milliarden Dollar geschätzt wurde. Sein in Genf ansässiges Familienunternehmen war unter anderem im Kunsthandel, an der Börse und im Verkauf von Flugzeugen angeblich recht erfolgreich.

Nostalgische Hommage an die CCCP

Oleg Burlakov pendelte mit seiner Familie nach dem Untergang der Sowjetunion zwischen Moskau, Zürich, Monaco und Toronto. An seine sowjetischen Wurzeln erinnerte nur noch sein Privatjet, eine zweistrahlige Bombardier Global 5000 mit der nostalgischen Kennzeichnung «M-CCCP». Doch seine beiden grössten Schwächen waren, nicht ganz untypisch für einen russischen Oligarchen, blutjunge Frauen und pompöse Yachten. Diese Kombination bekam ihm nicht gut.

Burlakovs Dreimaster «Black Pearl» ist fast noch berühmter als sein Besitzer. Die rund 250 Millionen Dollar teure Spezialanfertigung (106 Meter Länge, 70 Meter hohe Masten) gilt als drittgrösste Segeljacht der Welt. Nach acht Jahren Entwicklungs- und Bauzeit wurde sie 2018 in den Niederlanden definitiv in Betrieb genommen. Der Kahn ist ein luxuriöses

und innovatives Hightech-Wunder der Superlative. Angetrieben von Wind und Sonne, alles computergesteuert, kommt der 3000-Töner praktisch ohne Treibstoff aus.

Glaukt man der angelsächsischen Klatschpresse, nahm das Unheil seinen Lauf, als die «Black Pearl» im Frühling 2018 auf den Balearen mit dem blutjungen Model Sofiya Shevtsova an Bord gesichtet wurde. Andere behaupten, es sei erst zum Eklat gekommen, nachdem der fast siebzigjährige Milliardär das gut zwanzigjährige *gossip girl* aus einem Moskauer Vorort auch noch geschwängert habe. Jedenfalls hatte Ehefrau Ljudmila Burlakova – sie soll bis dahin in dieser Hinsicht recht tolerant gewesen sein – nun die Nase voll. Ende 2018 reichte sie nach 46 Ehejahren die Scheidung ein.

Oleg und Ljudmila hatten sich während des Studiums kennengelernt. Sie war an seinen Geschäften beteiligt. Als Ehefrau stand ihr sowohl nach sowjetischem wie auch nach russischem Recht ohnehin die Hälfte der gemeinsamen Erwerbungen zu. Im Sommer 2018 sah noch alles nach einer gütlichen Einigung über die Teilung des Milliardenvermögens aus. Die Getrennten hielten anfänglich sogar den gemeinsamen Wohnsitz in Monaco aufrecht, nachbarschaftlich in getrennten Wohnungen.

Doch irgendwann liefen die Dinge aus dem Ruder. Es kam zu bösen gegenseitigen Verdächtigungen und Anschuldigungen. Von

Einmal wurde in Moskau sogar auf seinen Cadillac geschossen.

einem Giftanschlag mit Arsen gegen den Tycoon wurde gemunkelt, einmal wurde in Moskau sogar auf seinen Cadillac geschossen. Oder war alles nur eine Inszenierung, wie Freunde von Ljudmila Burlakova andeuten? Niemand wurde je verurteilt.

Im März 2019 reichte Oleg Burlakov in Zürich eine Strafanzeige gegen seine Ehefrau wegen Verdachts auf Veruntreuung ein. Er warf ihr

vor, Werte aus dem gemeinsamen Vermögen abgezweigt zu haben. Im Dezember gleichen Jahres revanchierte sie sich mit einer Strafanzeige gegen ihren Nochgatten. Der Vorwurf zielt in die gleiche Richtung, geht aber noch weiter: Burlakov soll, sekundiert von seinem Neffen Semen Anufriev, mit gefälschten Urkunden, rückdatierten Verträgen, fingierten Darlehen und imaginären Schuldzinsen die hauptsächlich in die Karibik ausgelagerten Firmen finanziell ausgeblutet und einen grossen Teil seines Milliardenvermögens an seinen Schwager Nikolai Kazakov übertragen haben. Die Gegenseite macht geltend, die Nochgattin habe ihren Anteil bereits erhalten und in den Firmen nichts mehr zu suchen.



„Jetzt können wir es wenigstens nicht mehr verlieren...“

Wirres Geflecht von Briefkastenfirmen

Die Vorwürfe sind schwer zu überprüfen, zumal Burlakovs Imperium aus einem weitverzweigten Netzwerk von ineinander verschachtelten panamaischen Briefkastenfirmen und in verschiedenen Ländern domizilierten Stiftungen besteht. Mittlerweile laufen Verfahren in Monaco, Grossbritannien, auf Zypern, in Panama, Russland, Deutschland, der Ukraine, auf den Seychellen und der Isle of Man. Doch im Zentrum steht eine Firma im Umfeld der Zürcher Bahnhofstrasse, wo alle Fäden zusammenlaufen. Insofern erscheint es folgerichtig, dass die Strafanzeigen in Zürich erfolgten.

Ljudmila Burlakova verlangt die Herausgabe von Firmenakten und vor allem die Einfrierung von Konten. Denn sie befürchtet, dass mit jedem Tag weitere Mittel abfliessen. Doch die nicht für überbordenden Arbeitseifer berüchtigten Wirtschaftsspezialisten der Zürcher Staatsanwaltschaft zeigten bislang keine

Lust, die Untersuchung voranzutreiben oder gar Zwangsmassnahmen zu verfügen. Offensichtlich befürchtet man, in einen gigantischen Streit hineingezogen zu werden. Also lässt man das Dossier einfach ruhen, wegen angeblicher Arbeitsüberlastung.

Dass in Schweizer Amtsstuben Strafverfahren unbearbeitet verstauben, ist nicht neu, aber aus rechtsstaatlicher Sicht natürlich inakzeptabel. Die Vorwürfe sind gravierend, Urkundenfälschung und Betrug sind Offizialdelikte, die von Amts wegen untersucht werden müssen. Immerhin geht es um Milliardenbeträge. Gemäss einem Rechtsgutachten des renommierten Freiburger Strafrechters Marcel Niggli gibt es namentlich bei

den panamaischen Briefkastenfirmen gravierende Ungereimtheiten, die zumindest überprüft werden müssten. Abgesehen davon ist ein Strafverfahren, das weder zur Anklage gebracht noch eingestellt wird, eine Zumutung für alle Involvierten.

Mysteriöser Tod, Diagnose Covid-19

Als ob die Sache nicht schon komplex genug wäre, ist Oleg Burlakov im letzten Juni in einem Moskauer Spital überraschend ver-

Das Dossier verstaubt bei der Zürcher Staatsanwaltschaft – angeblich wegen Arbeitsüberlastung.

storben. Todesursache: Covid-19. Fünf Tage soll er im Koma gelegen haben. Da Zweifel herrschten, liessen seine Töchter den Leichnam nach Genf überführen, wo eine Zweitobduktion den Befund allerdings bestätigte. Inzwischen wurden seine sterblichen Überreste in Kanada beigesetzt. Doch der Kampf um das Erbe, an dem auch die zwischenzeitlich geborene, aber nicht anerkannte Tochter der blutjungen Sofiya Shevtsova beteiligt ist, geht nun erst recht los.

Da die Scheidung nie vollzogen wurde, bleibt die Ehefrau Ljudmila Burlakova als Haupterin zurück. Die grosse Frage ist, wie viel vom Vermögen überhaupt noch vorhanden ist – und wo es die Milliarden im Netz der Briefkastenfirmen und Stiftungen verschlungen haben könnte. Gestritten wird auch um die «Black Pearl». Anders als das gleichnamige Geisterschiff aus dem Film «Fluch der Karibik» ist es relativ einfach zu orten. Der 250-Millionen-Kahn soll kürzlich an der Küste von Montenegro gesichtet worden sein.

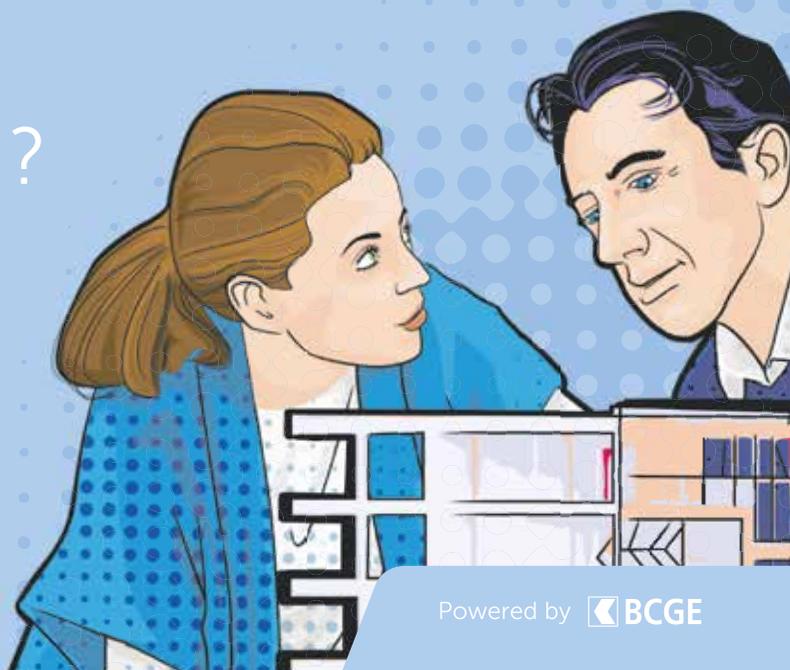
SIE SUCHEN EINEN VORTEILHAFTEN HYPOTHEKENZINSSATZ?

Unterzeichnen Sie Ihr Darlehen online in 15 Min. und erzielen Sie

+0,5% zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH

avantageservice.ch



Powered by BCGE

Blumen und Begeisterung

Frauen müssten unbedingt in Zünfte aufgenommen werden, so will es der Zeitgeist. Als Stammgast am Sechseläuten finde ich das falsch.

Camille Lothe

Die euphorischen Schlagzeilen aus Zürich glichen sich: «Ein positiver Tabubruch», «Frauen auszuschliessen, ist nicht mehr zeitgemäss» oder «Das Sechseläuten wird weiblicher!» – dies eine kleine Auswahl. Seit bekannt wurde, dass die Zunft zur Meisen eine Arbeitsgruppe einsetzt, die die Aufnahme von Frauen in die Zürcher Zünfte prüfen soll, feiert die Gleichstellungsthematik Hochkonjunktur. Mit Gender-Argumenten wird fast verzweifelt versucht, die Aufnahme von Frauen in die Traditionszirkel zu legitimieren. Die Autoren verkennen: Zünfte vertreten nicht nur das Handwerk ihrer Mitglieder, sondern sie sind auch eine Vereinigung von traditionellen Interessen. Diese Einstellung hat sich bis heute nicht geändert.

Frauen geniessen den Männerumzug

Was sich über die Zeit änderte, ist die Verteilung der Machtpositionen in unserer Gesellschaft. Seien wir ehrlich: Zünfte waren und sind ein exklusiver Klub von einflussreichen Persönlichkeiten. Wer etwas auf sich hält, ist Mitglied einer Zunft.

Nur: Heute gehören Frauen längst zu diesem auserwählten Kreis dazu. Bundesrätin Karin Keller-Sutter gleichermassen wie die FDP-Politikerinnen Carmen Walker Späh, Doris Fiala oder Petra Gössi, die Journalistin Steffi Buchli ebenso wie Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch oder Ex-Miss-Schweiz Linda Fäh. Sie alle und noch viele mehr gehörten zum illustren Kreis der Ehrengäste des letzten Sechseläutens.

Lächerlicherweise schreibt Beat Metzler im *Tages-Anzeiger*, dass sich die Zünfte mit ihrer Haltung von der gesellschaftlichen Wirklichkeit «einer diversen Stadt» entfernen, er beschwört sogar einen Besucherexodus – offensichtlich verbrachte er die letzten Sechseläuten in seiner Redaktionsstube.

Denn die Realität sieht ganz anders aus: Über 60 000 Zuschauer verfolgten 2019 den Umzug in der Innenstadt. Darunter unzählige junge Frauen – einschliesslich meiner selbst –, die mit Blumen und Begeisterung auf die Zünfter warteten. Ausgeschlossen, so meinte ich, fühlte sich keine.



Im Zirkel der Macht.

Trotzdem wird versucht, die blumenwerfenden Frauen als hilflose, ausgeschlossene Opfer des Patriarchats zu umreissen. Der Gedanke, dass in einer globalisierten Stadt des 21. Jahrhunderts Frauen einen Männerumzug geniessen, scheint für die linke Gender-Bubble undenkbar.

Ich selbst verbrachte das letzte Sechseläuten in Begleitung einer Ärztin, einer Ausstellungskuratorin und einer Anwältin. Mit Bier in der Hand wetteten wir auf die Verbrennungszeit des Bööggs. Den Gedanken, dass ein *Tages-Anzeiger*-Journalist mich in die Rolle eines unterdrückten Blumenmädchens drängen möchte, sehe ich als Affront.

Mir stellt sich die Frage, ob ich nicht vielmehr dadurch als durch die fehlende Zunftmitgliedschaft diskriminiert werde. Tatsache ist, ich kann das Jahr über weder an den regelmässigen Zunfttreffen noch an den Festivitäten rund ums Zürcher Sechseläuten teilnehmen. Ich kann «lediglich» den Umzug und die Verbrennung des Bööggs als Zuschauerin verfolgen. Doch so wie mir geht es auch allen Männern, die nicht innerhalb der Tradition gross geworden sind und keiner Zunft angehören. Wir werden damit aktiv ausgeschlossen – doch das ist richtig.

Ob im Automobilklub oder im Fasnachtskomitee – jeder Verein setzt Exklusivität und Vorteile für seine Mitglieder voraus. Ansonsten

gäbe es keinen Anreiz zur Teilnahme, geschweige denn zur Entrichtung des Mitgliederbeitrags.

Dasselbe gilt für die Zünfte: Sie sind private Vereine mit dem Ziel, traditionelle Interessen zu fördern. Wer diese – ob Mann oder Frau – durch seine Position in der Gesellschaft vertritt, entscheiden die Mitglieder. Der einzige Unterschied besteht darin, dass Männer vollwertige Mitglieder sein können und Frauen lediglich «Ehrengäste». Bei den exklusiven Veranstaltungen sind beide willkommen.

Wer glaubt, es brauche eine aufoktroierte Statutenänderung oder ein Gleichstellungsbekanntnis, irrt: Einflussreiche Frauen haben sich ihren Platz im Männerzirkel längst erarbeitet. Diese Koryphäen der Macht brauchen weder ein historisches Gewand noch einen Mitgliederausweis, vielmehr demonstrieren sie als Dauergäste ihre Zugehörigkeit zum elitären Zirkel.

Am Sechseläuten sind Frauen einflussreicher, als viele glauben. Wer sich trotzdem noch ausgeschlossen fühlt, dem sollte eines gesagt sein: Die spannendsten Gespräche ereignen sich nicht bei der Böögg-Verbrennung, sondern beim Frühstück in den Zunfthäusern am nächsten Morgen. Und da dürfen alle dabei sein.

Camille Lothe, 27, ist Politikwissenschaftlerin und Präsidentin der Jungen SVP des Kantons Zürich.

Anhaltende Selbstzerfleischung

Als SPD-Kanzlerkandidat leistete sich Olaf Scholz keinen Stolperer und keinen Fehltritt. Die Union hat in den sechzehn Merkel-Jahren ihr eigenes Profil weitgehend aufgegeben.



Bei der SPD stand im Bundestagswahlkampf ein halbes Jahr lang nur einer vorne, nämlich der Spitzenkandidat Olaf Scholz. Der Rest hielt die Klappe oder sagte genau dasselbe wie der Kanzlerkandidat, und das über den gesamten Wahlkampf hinweg. Das war langweilig, aber es wirkte verlässlich. Als Kanzlerkandidat leistete sich Scholz keine einzige verrutschte Formulierung, keinen Stolperer und keinen Fehltritt. Auf viele wirkte er so wie eine männliche Ausgabe der vertrauten Angela Merkel. Im Unterschied zur grünen Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock erweckte Scholz auch nicht den Eindruck, mehr scheinen zu wollen, als er ist. Das schuf Vertrauen und begrenzte die Neigung vieler Bürger, grün zu wählen.

Aber Scholz hätte nicht gewinnen können ohne seinen besten Verbündeten. Der hiess Markus Söder und wäre selbst gern Kanzlerkandidat der Union geworden. Als es im April 2021 – nur fünf Monate vor der Wahl – endgültig gegen ihn lief, war er unfähig, sich selbst in eine ausreichende Disziplin zu nehmen, und stänkerte praktisch bis zum Wahltag offen und verdeckt gegen den gemeinsamen Kanzlerkandidaten der Unionsparteien. Schlimmer noch, in der CSU, aber auch der CDU stänkerten viele mit ihm mit. Das wäre für Armin Laschet selbst dann eine schwere Bürde gewesen, wenn sein Wahlkampf ansonsten fehlerfrei gelaufen wäre. Immerhin hat Söder damit aller Welt gezeigt, dass er für das Kanzleramt charakterlich nicht geeignet ist.

Frühzeitig beging Laschet und mit ihm die gesamte Kampagne der Union einen schweren Fehler. Er wollte sich als der natürliche Erbe Angela Merkels präsentieren und unter Vermeidung

aller grösseren Konflikte mehr oder weniger in das von ihr gemachte Nest setzen. So fehlte es seiner Wahlkampagne zunächst schlichtweg an Feinden: Die SPD hatte ja Merkels Politik zwölf Jahre lang treu begleitet. Die Grünen schienen wiederum mit ihrer Klimawende die Kraft der Zukunft zu sein, die man mit Streicheleinheiten zähmen, aber nicht inhaltlich hart bekämpfen wollte. Die FDP galt als Fleisch vom eigenen Fleische und musste geschont werden. Die zahlreichen ehemaligen Unions-Wähler dagegen, die sich der AfD zugewandt haben, fühlten sich durch deren fortgesetzte Schmähung gekränkt und dachten nicht an Rückkehr. Die spät im Unions-Wahlkampf vorgenommene Wiederauflage der uralten Rote-Socken-Kampagne drückte immerhin die Linkspartei unter 5 Prozent und verhinderte deren Teilnahme am Koalitions-Poker. Dafür kann Scholz Laschet dankbar sein.

Für die meisten Wähler war Armin Laschet ein unbeschriebenes Blatt – ein Mann aus der Provinz, der plötzlich in Berlin auftauchte, dessen Worte nicht im Gedächtnis blieben und dessen gelegentliche Tollpatschigkeit zum Spott anregte. Als Nachlassverwalter für Merkels Erbe wirkte Olaf Scholz glaubwürdiger. Als Antreiber und Erneuerer wirkten – jeweils für ihre Klientel – die FDP und die Grünen glaubwürdiger. So gesehen gab es streng genommen überhaupt keinen Grund, die Union zu wählen, ausser man folgte der Macht der Gewohnheit.

Die schockierenden 24,1 Prozent der Wählerstimmen, die die Union letztlich erhielt, wirken gegenwärtig, vier Wochen nach der Wahl, wie ein Traum aus besseren Tagen, denn derzeit steht die Union in allen Umfragen bei 20 Pro-

zent. Durch die anhaltende Selbstzerfleischung der Union wird die FDP förmlich in die Arme von SPD und Grünen getrieben, und bänglich muss der bürgerliche Wähler darauf hoffen, dass die FDP in den Koalitionsverhandlungen ausreichend Zähne zeigt und ihn vor Steuererhöhungen und allerlei Experimenten schützt. Sicher ist das nicht.

Die Union muss sich in den kommenden Oppositionsjahren darüber Gedanken machen, wofür sie stehen will. Die deutsche Politik geht in eine Phase schwerer Herausforderungen und kaum auflösbarer Widersprüche. Das gilt insbesondere für die Konsequenzen aus der geplanten Energie- und Klimawende. Wenn eigene Ideen und Konzepte fehlen, wird es allerdings kaum ausreichen, die Regierung zu kritisieren. In nahezu allen politisch wesentlichen Bereichen – Bildung, Migration, Familie, Umwelt, Wirtschaft, Finanzen – hat die Union in den sechzehn Merkel-Jahren ihr eigenes Profil weitgehend aufgegeben, und das Personal, welches diese Lücke politisch wie konzeptionell füllen könnte, ist gegenwärtig noch nicht sichtbar.

Daneben gibt es rein machtpolitisch zwei Hausaufgaben zu erledigen, die für die Zukunft der Union entscheidend sind: 1. Man muss eine Unionspartei schaffen, die Sonderrolle der CSU hat sich historisch überlebt. 2. Man muss die zur AfD abgewanderten Wähler wieder zurückgewinnen, oder man muss bereit sein, mit der AfD Koalitionen einzugehen. Andernfalls wird die Union auf unabsehbare Zeit eine Geisel linker Parteien ohne die Möglichkeit zu einer eigenen Mehrheit sein.

Angriff auf Twitter

Mit Gettr haben ehemalige Trump-Verbündete Konkurrenz zu Twitter aufgebaut. Prominenter Abwesender: Donald Trump. Offenbar sucht er eigene Wege, mit dem Volk zu kommunizieren.

Urs Gehriger

Seit Twitter und Facebook Donald Trump von ihren Plattformen verbannt haben, ist es stiller geworden um den ehemaligen Präsidenten. Kurz nach dem Sturm auf das Kapitol am 6. Januar löschte Twitter den Account @realDonaldTrump mit 88 Millionen Followern. Während Irans geistiger Führer Ajatollah Chamenei weiterhin rassistisch gegen Israel vom Leder zieht und die Taliban munter ihre Steinzeitpropaganda von den Zinnen Kabuls zwitschern, bleibt Trump gesperrt – für immer.

Zwar gibt Trump hin und wieder Interviews, hält sporadische Massenauftritte, und sein Team versendet Spenden-Mails. Doch den Nachrichtensturm, den er durch seine Tweets ausgelöst hatte, vermag er nicht mehr zu entfesseln.

Mit Gettr bietet der langjährige Trump-Berater Jason Miller eine Alternative zu Twitter an. Der Name steht für «Get together». «Gettr ist ein Marktplatz der Ideen», sagt Gettr-Gründer und -CEO Miller im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Bei uns herrscht freie Rede, zensurfrei.» Unterstrichen werde das Credo durch das Logo der Fackel. Sie stehe für Licht in der Dunkelheit. «Wir wollen Demokratie an Orte bringen, an denen es keine gibt.»

Offizieller Start der neuen Social-Media-Plattform war am 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag. Der Tag wurde bewusst

Twitter und Facebook seien zu Datendealern verkommen, sagt Miller.

gewählt, um Unabhängigkeit von der Cancel-Culture zu feiern. Seither seien knapp drei Millionen User Gettr beigetreten, die meisten stammen aus den USA, gefolgt von Abonnenten aus Brasilien (15 Prozent).

Optisch und technisch erscheint Gettr wie ein Twitter-Klon mit Extras. Die Funktionen Posten, Folgen, Liken, Teilen und Kommentieren sind identisch. Man könne die Social-Media-Welt nicht neu erfinden, konzidiert Miller. Doch im Vergleich mit Twitter hätten Gettr-User dank



«Bei uns herrscht freie Rede, zensurfrei»: Gettr-Gründer Miller (r.), Ex-Präsident Trump.

neuen Funktionen deutliche Vorteile. So können sie mit bis zu 777 Zeichen (Twitter: 230) deutlich längere Beiträge posten und bis dreiminütige Videos versenden. Die App-Firma mit Hauptsitz in New York bietet ausserdem Live-Streaming sowie In-App-Videobearbeitung an, die man auf Twitter nicht durchführen kann. Um den Übergang zu Gettr zu vereinfachen, habe man eine Funktion entwickelt, mit der Nutzer ihre gesamten Twitter-Inhalte lückenlos zu Gettr importieren können.

Von der Taufe direkt ins Fegefeuer

Miller sieht sich und Gettr am Anfang einer gigantischen Laufbahn. «Letztendlich möchte ich, dass Gettr noch grösser wird als Twitter», erklärt er. Von diesem Ziel liegt Gettr allerdings noch um Welten entfernt. Twitter verfügt monatlich über 330 Millionen Nutzer.

Miller indessen ist überzeugt, dass er mit zwei besonderen Eigenschaften Heerscharen für Gettr gewinnen wird. Erstens werde man «Gettr Pay einführen, das auf dem Markt mit

Apple Pay, Samsung Pay und Google Pay konkurrieren wird». Damit wolle man sicherstellen, dass Big-Tech-Firmen Gettr nicht – wie Anfang Jahr der konservativen Plattform Parler geschehen – den Stecker ziehen können.

Zweitens werde bei Gettr der Handel mit persönlichen Daten strikt untersagt. Twitter und Facebook seien zu Datendealern verkommen, sagt Miller. «Bei ihnen ist der ganze Aspekt des sozialen Netzwerks eigentlich zweitrangig, da sie versuchen, Informationen zu verkaufen. Wir hingegen haben uns dazu verpflichtet, keine Nutzerdaten zu verkaufen oder weiterzugeben.»

Dennoch sind bereits Daten im grossen Stil von der Gettr-Plattform in die Hände Unbefugter gelangt. Nicht durch Verkauf, sondern durch Diebstahl. Kaum war die Plattform gestartet, hatten Hacker E-Mail-Adressen und andere Daten von mehr als 90 000 Gettr-Nutzern gestohlen. Profile von prominenten Usern wie dem ehemaligen Aussenminister Mike Pompeo oder Trumps Ex-Berater Steve

Bannon wurden verunstaltet. Technisch sei es «einfach» gewesen, die Plattform zu knacken, sagte ein Hacker gegenüber Businessinsider.com. Es habe ihn lediglich zwanzig Minuten Arbeit gekostet.

Damit war der Probleme jedoch noch nicht genug. Der Islamische Staat (IS) missbrauchte die Plattform, um Enthauptungsvideos aufzuschalten. Mit viralen Memes propagierten Terroristen Gewalt gegen den Westen. Und es gab gefälschte Konten, betroffen war auch Schweiz Tourismus.

So gelangte die Plattform, die sich als Festung gegen Cancel-Culture rühmt, von der Taufe direkt ins Fegefeuer. Die Folge war ein erheblicher Imageschaden.

«In den ersten Wochen nach dem Start wurden wir natürlich von allen Seiten angegriffen, weil wir als Verbündete von Trump angesehen wurden», sagt Miller. «Als unverwundliche Kämpfer für die freie Meinungsäusserung haben wir eine Zielscheibe auf dem Rücken, das wissen wir.» Sicherheits- und Datenschutzforscher hatten früh darauf hingewiesen, dass die standardisierte Programmierschnittstelle (API) von Gettr schlecht aufgebaut sei und mehrere Fehler aufweise. Trotzdem hatten es die Gettr-Architekten unterlassen, vor dem Start wasserdichte Schutzmechanismen aufzubauen.

Der Tweet-König zielt sich

Die Schwachstellen seien längst behoben, bezeugt Miller. Die Plattform sei nun «absolut» sicher. Ausserdem habe man einen robusten Moderationsplan installiert, «um sicherzustellen, dass illegale Inhalte nicht auf der Seite landen und dass wir keine rassistischen Inhalte oder Ähnliches zulassen». Aber anders als bei Twitter und Facebook sowie Youtube und Instagram würden User nie durch einen Algorithmus ausgeschlossen, weil sie ihre politischen Überzeugungen zum Ausdruck brächten, verspricht Miller.

«Wir wollen sicherstellen, dass die Menschen hier frei über ihre politischen Überzeugungen diskutieren können, ohne dass sie zensiert oder abgeschaltet werden, wie es derzeit bei Youtube, Facebook, Instagram und Twitter der Fall ist.»

2022 werde ein entscheidendes Jahr, sagt Miller voraus. Man wolle die Aktivitäten in Ländern wie den Philippinen, Brasilien, Frankreich und Ungarn ausweiten, um dort eine Alternative zu Twitter und Facebook anzubieten. In den USA liege der Fokus auf den Zwischenwahlen im November. «Wir haben gesehen, wie Facebook und die anderen sozialen Medienplattformen erfolgreich die Wahlen 2020 beeinflussen konnten. Ich denke, dass sie 2022 noch aggressiver werden.»

Obwohl die meisten prominenten User eher konservativer Gesinnung sind, wehrt sich Mil-



ler gegen das Etikett «rechts». Gettr sei offen für alle. Zu den Gettr-Nutzern zähle auch Prominenz aus dem linken Spektrum, wie die feministische Autorin Naomi Wolf. Und es gebe «sicherlich keinen Mangel an Gegnern von Präsident Trump, die unserer Plattform beigetreten sind», so Miller.

«Auch Präsident Joe Biden ist willkommen auf unserer Plattform. Wir haben Konten mit

«Auch Präsident Joe Biden ist willkommen auf unserer Plattform.»

fünfzehn verschiedenen Versionen von Joe Bidens Namen eingerichtet, für den Fall, dass er jemals beitreten möchte. Wir würden ihn gerne dabei haben.» Auch für Vizepräsidentin Kamala Harris und für Grössen der Demokratischen Partei wie Nancy Pelosi oder Alexandria Ocasio-Cortez seien Konten reserviert.

Der prominenteste Abwesende allerdings stammt nicht aus dem linken Lager, sondern ist ausgerechnet Millers alter Boss: Donald Trump. Zwar hat man für ihn die Ehrenloge unter seinem alten Twitter-Namen @realDonaldTrump eingerichtet. Doch der gesperrte Tweet-König zielt sich. Fast vier Monate sind seit dem offiziellen Start vergangen, doch auf Gettr fehlt von Trump jede Spur.

Er sei täglich mit Trumps Mitarbeitern in Kontakt und spreche regelmässig mit dem Ex-Präsidenten, sagt Miller. Man stecke in Verhandlungen, auf die er nicht näher eingehen könne.

Obwohl Miller zu den langjährigen Weggefährten Trumps zählt – er war sowohl in den Wahlkampagnen 2016 wie auch 2020 ein zentraler Mitstreiter –, hält der Ex-Präsident Distanz zu seinem ehemaligen Berater. Dem Vernehmen nach zweifelt Trump am technischen Erfolgskonzept von Gettr. Möglicherweise hat Trumps Unbehagen auch mit einer alten Geschichte zu tun. Während der Präsidentschafts-

kampagne 2016 hatte Miller eine geheime Liebschaft mit einer Trump-Mitarbeiterin. Dabei schwängerte Miller die Rechtsanwältin A.J. Delgado – dies, während seine Ehefrau mit dem zweiten Kind schwanger war.

Aus Trumps direktem Umfeld hat die *Weltwoche* kurz vor Redaktionsschluss vernommen, dass der Ex-Präsident «sehr bald» eine wichtige Mitteilung machen werde.

Seine Anhänger und viele Beobachter gehen davon aus, dass Trump erneut als Präsident kandidieren wolle. Vor zwei Wochen organisierte er in Iowa – wo traditionell die ersten Vorwahlen im Kandidaten-Concours stattfinden – eine grosse Kundgebung. In den Medien wurde das Massenspektakel als «Warmlaufen» für 2024 interpretiert. Während Präsident Bidens Umfragewerte in den Keller sausen, frohlockt Trump im republikanischen Lager über steigende Beliebtheit. Offiziell hat sich Trump bis anhin nicht eindeutig über seine politischen Ambitionen ausgesprochen.

Fest steht: Um an seine Erfolge anzuknüpfen, braucht Trump unbedingt ein Megafon. Wiederholt wurde spekuliert, der mundtot gemachte Trump werde seinen persönlichen Informationskanal eröffnen. So kursierten Gerüchte über einen eigenen Fernsehkanal. Bislang erwiesen sich solche Berichte als substanzlos. Nun verdichten sich die Zeichen, dass Trump tatsächlich eigene Wege einschlagen könnte, um wieder mit dem Publikum direkt zu kommunizieren.

«Mir ist derzeit nicht bekannt, dass Präsident Trump eine neue separate Plattform entwickelt», so Miller zur *Weltwoche*. «Natürlich überlasse ich es ihm, seine Projekte oder Ambitionen zu definieren, aber ich bin optimistisch, dass er sich letztendlich Gettr anschliessen wird.»

VALUES WORTH SHARING

«Werden Sie Teil einer Bank, für die nicht nur Geld zählt.»

Elena Sager,
LGT Mitarbeiterin seit 2006



Private
Banking

lgt.ch/values

Der letzte Reporter

Mit einem grandiosen Film über die Bergbauernfamilie Epp beendet Hanspeter Bäni seine SRF-Karriere. Wir werden ihn vermissen.

Alex Baur

Es begann vor zwanzig Jahren. SRF-Reporter Hanspeter Bäni traf beim Wandern durchs Maderanertal im Kanton Uri zufällig den Bergbauern Sepp Epp. Aus dem Treffen entstand ein kurzer «Rundschau»-Beitrag über eine Familie, die am Rande des Existenzminimums ständig mit den Naturgefahren lebt: Steinschlag und Murgänge im Sommer, Lawinen im Winter. Trotzdem denken die Epps nicht daran, aus ihrem «Heimätl» wegzuziehen.

Bäni blieb mit den Epps in Kontakt, filmte immer wieder vor Ort. Er wusste nicht, was daraus werden sollte, aber irgendein Bauchgefühl sagte ihm, dass es eine gute Geschichte würde. Spätestens als ihm der Gemeindepräsident von Bristen besorgt telefonierte und ihm nahelegte, doch eine «besser geeignete» Familie zu porträtieren, war er sicher, dass er auf dem richtigen Weg war. Also blieb er dran. Und er wurde nicht enttäuscht.

Von «Carlos» bis «Nötzli»

Das Resultat wird diese Woche auf SRF ausgestrahlt. Das neunzigminütige Dokumentar-Epos «Schicksal einer Bergbauernfamilie» gehört zu jenen Trouvaillen, die in der Erinnerung hängenbleiben. Über den Zeitraum von zwei Jahrzehnten erleben wir, wie Kinder zu Erwachsenen werden und Eltern zu Grosseltern. Alles ist drin, was eine Geschichte ausmacht: Tragik, Liebe, Verrat, ja sogar ein Mord. Und immer kommt es ganz anders, als man dachte. Ein Meisterwerk, wie es sich nicht planen lässt.

Und trotzdem ist es mehr als nur Zufall. Bäni hat mit seinen Langzeitprojekten über Menschen am Rande der Gesellschaft – Hochstapler, Aussteiger, Asylbewerber, Zöglinge, Clochards, Selbstmörder, Schlaflose, Erfinder – immer wieder Dokumentarfilme geschaffen, die unter die Haut gehen. In seiner freundlichen, aber unverschämten direkten Art gelingt es dem Video-Journalisten, Vertrauen zu schaffen und die Menschen zum Reden zu bringen. Hohe Einschaltquoten und das Echo sind der beste Beweis dafür, dass die unaufgeregten Chroniken aus dem Alltag beim Publikum ankommen.



Echtes, Einzigartiges, Bleibendes:
Filmer Bäni.

Fast alle Reportagen werden heute an Redaktionskonferenzen nach einem fixen Konzept entworfen. Der Journalist sucht darauf die Akteure, die ihm das erzählen, was im Drehbuch vorgesehen ist. Mit etwas Übung lässt sich so effizient jede These (oder auch ihr Gegenteil) illustrieren. Gemäss einer Faustregel braucht es dazu jeweils drei Beispiele, garniert mit einer Expertenmeinung oder einer Studie, die sich immer zielorientiert zurechtbiegen lässt. Der Nachteil dieser «Hors-sol-Geschichten» ist, dass sie immer nach demselben Muster gestrickt sind und stets gleich schmecken.

Bäni gehört zu den rar gewordenen Reportern, die sich konsequent an den Menschen orientieren. Die Geschichte entwickelt sich, gleichsam organisch, mit den Recherchen. Das ist aufwendig und hat den Nachteil, dass man nie weiss, wohin die Reise geht. Wer sich auf das Ungewisse einlässt, braucht Intuition, Geduld und eine gute Portion Selbstvertrauen. Und er nimmt auch immer das Risiko des Scheiterns in Kauf. Doch als Belohnung winkt etwas Echtes, Einzigartiges, Bleibendes. Denn die Realität schreibt immer noch die besten Geschichten. Wer findet, braucht nicht zu erfinden.

Mit seinen Filmen über Jugendanwalt Hansueli Gürber und den famosen Zögling «Carlos», aber auch etwa über Katharina Hänni und ihren Prinzen aus Afrika, über Walter «Nötzli» Roderers letzte Stunden oder über den Dreifach-Mörder Alfredo Lardelli alias Borgatte dos Santos hat Bäni Fernsehgeschichte geschrieben. Keinem Reporter ist es je gelungen, nationalen Grössen wie Polo Hofer oder Pfarrer Sieber näherzukommen. Man würde erwarten, dass das Schweizer Fernsehen SRF einen solchen Mitarbeiter auf Händen trägt. Doch es ist eine Fehlanzeige.

Bereits vor gut zwei Jahren wechselte Bäni von von der Dok-Abteilung ins Reporter-Ressort, das bei einem kleineren Budget nur kürzere Beiträge zulässt. Bereits damals legte man ihm eine vorzeitige Pensionierung nahe. Halbwegs klandestin und unter dem Radar der Chefs führte er noch seine letzten Langzeitprojekte zu Ende, die offiziell längst aus dem Programm gecancelt waren. Im November wird Bäni 65 – bis dahin ist er bei SRF noch geduldet. Aber keinen Tag länger. Die offizielle Begründung lautet Sparen.

Ende einer Epoche

Mit dem Generationen-Epos um den Bergbauern Sepp Epp aus dem Maderanertal hat Hanspeter Bäni einen würdigen Schlusspunkt unter seine SRF-Karriere gesetzt. Es ist eine kuriose Geschichte um eine Familie, die aus der Zeit gefallen zu sein scheint, für die vermeintlich kein Platz mehr ist auf dieser Welt. Ein Kind nach dem andern zügelt ins Tal, auf der Suche nach einer besseren Zukunft. Doch der Eindruck täuscht. Irgendwann zieht es sie alle wieder zurück aufs «Acherli», so dass am Ende noch ein Kampf darüber entbrennt, wer den kargen Hof im stotzigen Tal übernehmen darf.

Die Welt bleibt unergründlich und voller Überraschungen, wenn man nur genau hinschaut. Moden kommen und gehen, die Menschen bleiben. Totgesagte sind oft zäher, als man denkt. Für den Dok-Film beim Schweizer Fernsehen geht mit Bänis Abgang eine Epoche zu Ende. Aber das muss ja nicht unbedingt Bänis Ende bedeuten. Es kann ein Neuanfang sein.

Emanzipation von Amerika

Die Kluft zwischen amerikanischen und europäischen Interessen wächst. Der alte Kontinent soll deshalb seine Rolle als Hilfssheriff der USA aufgeben.

Stefan Baron

Aussenpolitik ist Interessenpolitik. «Wir haben weder ewige Verbündete noch immerwährende Feinde. Ewig und immerwährend aber sind unsere Interessen. Diese zu verfolgen, ist unsere Pflicht», so lautet das bekannte Diktum der Zunft aus dem Mund des einstigen britischen Premiers Viscount Palmerston.

Jahrzehntelang fielen die Interessen Amerikas und Europas weitgehend zusammen. Mit dem Ende des Kalten Krieges und dann mit dem (Wieder-)Aufstieg Chinas haben sie sich jedoch zunehmend auseinanderentwickelt. Die Gründe dafür sind in der Geopolitik zu finden: Die USA sind die erste und einzige Weltmacht der Geschichte, die nicht aus Eurasien kommt, das der Vater der Geopolitik, Halford Mackinder, einst als «Welt-Insel» bezeichnet hat. «Die Vorherrschaft über den eurasischen Kontinent» sei jedoch «die entscheidende Grundlage für die Vorherrschaft in der Welt insgesamt», stellte der US-Stratege Zbigniew Brzezinski fest. Oberstes Ziel von Amerikas Aussenpolitik ist es denn auch, zu verhindern, dass eine andere Macht Eurasien dominiert.

Beitrag zum Weltfrieden

An Mackinder und Brzezinski orientierte sich sowohl die Ausdehnung der Nato bis an die Grenze Russlands nach dem Ende des Kalten Krieges als auch Amerikas Kriege im Nahen und Mittleren Osten nach dem Terroranschlag vom 11. September 2001. Inzwischen steht die Eindämmung Chinas an der Spitze der aussenpolitischen Prioritätenliste Washingtons. Diese beschwört das Ende der Globalisierung herauf, eine Balkanisierung der Weltwirtschaft, schwere Wohlstandseinbussen sowie ein Scheitern im Kampf gegen den Klimawandel. Zugleich wächst die Gefahr eines neuen kalten, wenn nicht heissen Krieges.

All dies hat die Kluft der Interessen zwischen den USA und Europa immer weiter aufgerissen. Anders als Amerika hat Europa keine Hegemoniestellung zu verteidigen, keine imperialen Ambitionen, keine militärische Auseinandersetzung mit China zu be-

fürchten und deshalb auch kein Interesse an einer Konfrontationspolitik gegenüber dem Riesenreich. Die EU ist das grösste Friedenswerk der Weltgeschichte. Ihre globale Mission kann nur die einer Friedensmacht sein – wozu auch eine Vorreiterrolle beim Klimaschutz zählt. Mit einer strikt an den eigenen Interessen orientierten Fernostpolitik gegenüber Peking, analog zur seinerzeitigen Ostpolitik Willy Brandts gegenüber Moskau, kann die EU sich neues Wachstumspotenzial erschliessen, durch eine Kooperation beim Entwicklungsprojekt

Europa hat kein Interesse an einer Konfrontationspolitik gegenüber dem Riesenreich.

«Neue Seidenstrasse» auf Augenhöhe Masseneinwanderung aus dem Nahen und Mittleren Osten und Afrika verhindern, so die Gemeinschaft stabilisieren und einen wesentlichen Beitrag zum Weltfrieden wie zum Klimaschutz leisten.

Unter Verweis auf die gemeinsame «westliche Wertegemeinschaft» sieht sich Europa jedoch von Amerika aufgefordert, als Hilfssheriff an seiner Seite gegen China ins Feld zu ziehen, stärker aufzurüsten und ihm einen grösseren Teil der Hegemoniallasten abzunehmen. Wie einst gegen die Sowjetunion gehe es, so Washington, auch in der Auseinandersetzung mit China um Freiheit oder Knechtschaft, um Demokratie oder Diktatur.

Europa, so hat es den Anschein, will Washingtons Appellen bereitwillig folgen. «Nie-

mand ist hoffnungsloser verklavt», heisst es schon bei Goethe, «als jene, die fälschlicherweise glauben, frei zu sein.» Will Europa den äusseren und inneren Frieden, seinen Wohlstand und das europäische Integrationsprojekt bewahren, muss es sich von Amerikas Gängelband lösen. Leistet es Washington bei der Konfrontation mit China Gefolgschaft, würde es damit nur Amerikas Konfliktbereitschaft gegenüber China verstärken und seinen eigenen Interessen schaden. Der Kriegsgefahr, dem Wohlstandsverlust und Zerfall, denen es sich als Handlanger Washingtons aussetzt, kann es sich nur entziehen, indem es sich vom «grossen Bruder» emanzipiert und echte strategische Autonomie erlangt.

Abschied von der Hegemonialpolitik

Nur so besteht auch die Chance, diesen davon zu überzeugen, dass es für die Menschheit insgesamt wie auch für ihn selbst besser ist, von seiner Hegemonialpolitik Abschied zu nehmen, die Macht zu teilen, eine multipolare Weltordnung und eine friedliche Koexistenz verschiedener politischer Systeme zu akzeptieren.

Eine Emanzipation Europas von Amerika bedeutet nicht, die transatlantische Partnerschaft aufzukündigen. Sie bedeutet nur echte Partnerschaft, bei der die Partner deren Umfang frei wählen können und sich auf Augenhöhe begegnen. Schon gar nicht bedeutet Emanzipation, der «westlichen Wertegemeinschaft» den Rücken zu kehren. Vielmehr ist sie ein unerlässlicher Schritt zu deren Rettung. Denn unter Amerikas Menschenrechts-Bellizismus ist ihre Strahlkraft gefährlich verblasst.

Amerika braucht von seinen europäischen Partnern jetzt nicht blinde Gefolgschaft, sondern eine ebenso konsequente wie wohlmeinende Haltung, die dem Land hilft, sich selbst zu helfen, sprich: sich zu ändern. Das, was die Amerikaner *tough love* nennen.

Stefan Baron ist Publizist und Bestsellerautor. Sein jüngstes Buch mit dem Titel «Ami go home! Eine Neuvermessung der Welt» beschäftigt sich mit dem Niedergang Amerikas, dem Aufstieg Chinas und deren Folgen für Europa.



Wildes Turkmenistan

Diktator Gurbanguly Berdimuhamedow schreibt Gartenbücher und stellt gern Weltrekorde auf. Sein erdgasreiches Land hat er zum Machtzentrum Zentralasiens geformt.

Francis Pike

Saparmurat Nijasow, Staatspräsident Turkmenistans von 1991 bis zu seinem Tod 2006, war Objekt eines bemerkenswerten Personenkults. Ihm zu Ehren wurde auf dem zentralen Platz der Hauptstadt Aschgabat eine zwölf Meter hohe goldene Statue auf einem 75 Meter hohen Marmorsockel errichtet, die sich drehen konnte, sodass sie stets dem Stand der Sonne folgte – ein passendes Monument für einen Mann, der sich selbst «Turkmenbaschi» (Führer aller Turkmenen) nannte.

Andere megalomane Projekte waren der nach ihm benannte internationale Flughafen von Aschgabat, der auf siebzehn Millionen Passagiere jährlich ausgelegt war. In einer Wüstennation mit gerade einmal 5,7 Millionen Einwohnern war das ein reichlich bizarres Unterfangen. Noch 27 Jahre nach Beginn der Bauarbeiten werden lediglich 1,5 Millionen Passagiere pro Jahr abgefertigt. Der Tower wurde dummerweise am falschen Ort gebaut, weil der Präsident verkündet hatte, dass er «dort besser aussieht».

Nicht zufrieden mit einem rein physischen Vermächtnis, bestimmte Nijasow, dass das Kyrillische durch die lateinische Schrift ersetzt werden sollte. Wochentage wurden umbenannt, Monate trugen fortan den Namen seiner Mutter oder befreundeter Personen. Oper, Ballett und Zirkus wurden ebenso verboten wie Goldzähne («gehören nicht zu unserer Kultur») und das Abspielen von Musikkassetten bei Hochzeiten. Männer durften nicht mehr Autoradio hören. Im Alter von gerade einmal 66 Jahren starb Nijasow 2006 an Herzversagen. Um die wahre Todesursache ranken sich zahlreiche Gerüchte.

Ständchen von Jennifer Lopez

Sein Nachfolger, Gurbanguly Berdimuhamedow oder «Arkadag» (Beschützer), wie er meist genannt wird, ein studierter Zahnarzt, der durch eine Palastrevolte an die Macht kam, übertrifft seinen Vorgänger noch. Wie Mao, Putin und Kim Il Sung vor ihm besitzt Berdimuhamedow sagenhafte Kräfte. Er ist ein brillanter Rennfahrer, Radsportler und Scharfschütze. Er verfügt über kulturelle und intellektuelle Talente. Er tritt als Rapper mit seinem Enkel in der Öffentlichkeit



«Pferdezüchter des Volkes»: Staatschef Berdimuhamedow.

auf. Er ist auch als Hundezüchter aufgefallen und hat elf Bücher über Pflanzen geschrieben.

Als er mit seinem «Freund», dem legendären Golfspieler Jack Nicklaus, die erste Golfanlage von Turkmenistan eröffnete, soll er ein Hole-in-one geschlagen haben. Bei offiziellen Anlässen erscheint er gern zu Pferd, in einem üppig bestickten Mantel und mit weissem Fellhut auf dem Kopf. Sein offizieller Titel «Pferdezüchter des Volkes» erhielt jedoch einen Kratzer, als ein Video auftauchte, auf dem zu sehen ist, wie er am Ende eines Pferderennens zu Boden fällt. Diese Szene wurde im August 2019 vom Comedian John Oliver in seiner TV-Show «Last Week Tonight with John Oliver» auf einem gigantischen Marmorkuchen verewigt – zu Ehren von Berdimuhamedow, dessen Hobby es ist, immer neue Weltrekorde aufzustellen.

Guinness World Records lehnte es ab, bei der Sendung anwesend zu sein – verständlich, da Turkmenistan ein so guter Geschäftspartner ist. Zu den neunzehn turkmenischen Weltrekorden, die im Guinness-Buch der Rekorde verzeichnet

sind, gehören die grösste Zahl von Springbrunnen an einem öffentlichen Ort, das grösste Riesenrad im Innern eines Gebäudes und die grösste Zahl von Menschen, die in einem Kreis stehend singen. Für letztgenannte Veranstaltung wurden 4166 Personen aufgebeten, die ein von Berdimuhamedow komponiertes Lied sangen.

Guinness World Records ist nicht das einzige westliche Unternehmen, dem seine Beziehungen zu Turkmenistan peinlich sind. 2013 musste sich Jennifer Lopez entschuldigen, nachdem sie bei einem (vom chinesischen Erdölkonzern China National Petroleum Corporation finanzierten) Konzert zum 56. Geburtstag von Berdimuhamedow «Happy Birthday» gesungen hatte. Erstaunlicherweise war es ihrem Management entgangen, dass das turkmenische Regime es mit den Menschenrechten nicht so genau nimmt.

Dass das Regime korrupt ist, wird niemanden überraschen, eher schon das Ausmass. 2007 berichtete Global Witness von Konten der Deutschen Bank, die Gelder von Berdimuhamedow in Höhe von acht Milliarden Dollar verwaltete. Diese Summe entsprach 40 Prozent des turkmenischen Bruttoinlandsprodukts (20 Mrd. Dollar). 2020 rangierte das Land auf Platz 165 von 180 auf dem globalen Korruptionsindex.

Auf der Totalitarismusskala wetteifert Turkmenistan gewöhnlich mit Nordkorea um den letzten Platz. 2019 rangierte das Land auf dem World-Press-Freedom-Index auf Platz 180 von 180. Journalisten werden routinemässig verhaftet und «verschwinden» nicht selten im staatlichen Gefängnisystem. Homosexualität steht unter Strafe. Zehntausende Bürger dürfen das Land nicht verlassen.

Die turkmenischen Präsidenten mögen die eigenwilligsten Figuren in den postsowjetischen Republiken gewesen sein, aber sie waren typische Vertreter jener zentralasiatischen Parteiführer, die plötzlich an der Macht waren. Selbst in der Sowjetära hatte Moskau den Teilrepubliken gewisse Freiheiten zugestanden; mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion fielen alle Einschränkungen rasch weg.

Zunächst versuchte Moskau noch, seinen Einfluss in den zentralasiatischen Republiken

gegenüber China zu verteidigen, das wirtschaftlich immer machtvoller auftrat. Doch Putins Liebesaffäre mit Europa erkaltete, besonders nachdem sein Kumpel Gerhard Schröder 2005 aus dem Kanzleramt gewählt worden war. Russland wandte sich China zu. Diese Phase endete, als die EU versuchte, die Ukraine wirtschaftlich an sich zu binden. Endgültig besiegelt wurde der Bruch mit dem Westen durch die Besetzung der Krim und Putins Eintreten für die abtrünnige Donbass-Region in der Ostukraine.

Vor diesem geopolitischen Hintergrund ist Turkmenistan immer entschieden neutral geblieben. Das Land ist weder der Eurasischen Wirtschaftsunion beigetreten noch der Schang-

Auf der Totalitarismuskala wetteifert Turkmenistan mit Nordkorea um den letzten Platz.

haier Organisation für Zusammenarbeit. Und obwohl die Regierung behauptete, dass es in Turkmenistan keinen Covid-Fall gebe, ist es (neben Nordkorea) das einzige Land, das der Weltgesundheitsorganisation keine Zahlen liefert. Gleichwohl mussten sich alle Bürger mit dem russischen Vakzin Sputnik V impfen lassen.

Internationale Verträge werden offenbar ad hoc abgeschlossen. Zusammen mit regionalen Partnern wurde der Bau einer sechzehnspurigen Autobahn zum internationalen Turkmenbaschi-Hafen am Kaspischen Meer vereinbart. Dieses 2,3 Milliarden Dollar teure Projekt wird mit chinesischen Infrastrukturlkrediten finanziert und von Berdimuhamedows Schwager realisiert.

Der Präsident fördert ausserdem das Tapi-Pipeline-Projekt (Turkmenistan, Afghanistan, Pakistan und Indien), dessen Ziel es ist, diese Länder mit turkmenischem Erdgas zu beliefern. Selbst die Taliban haben die Erdgasleitung als «bedeutsames regionales Projekt» bezeichnet. Neben Usbekistan, mit dem man eine Vereinbarung geschlossen hat, ist Turkmenistan eines der ersten Länder, die die neue Taliban-Regierung anerkannt haben.

Bei seinem Besuch in der usbekischen Hauptstadt Taschkent in der vergangenen Woche hob Präsident Berdimuhamedow hervor, dass «die Zusammenarbeit zwischen Turkmenistan und Usbekistan mit Blick auf Afghanistan für die Normalisierung der politischen Situation in diesem Land nur vorteilhaft sein kann [...] und Afghanistan in das System regionaler und globaler Wirtschaftsbeziehungen eingebunden wird».

Nicht nur Usbekistan, auch Turkmenistan weigert sich, afghanische Flüchtlinge aufzunehmen, sogar turkmenischstämmige Afghanen, wenngleich einiges darauf hindeutet, dass die Regierung in Aschgabat Hilfsflüge organisiert hat. Von den zentralasiatischen Staaten an der afghanischen Nordgrenze hat einzig Tadschikistan die Taliban nicht anerkannt. Tad-

schikistan fordert, dass die tadschikischen Afghanen (21 Prozent der Gesamtbevölkerung) in der neuen Regierung in Kabul repräsentiert sein müssen.

Übernatürliche Kräfte?

Wenn Tadschikistan im Zuge der Machtergreifung der Taliban ins internationale Scheinwerferlicht geraten ist, so hat Turkmenistan durch den rasanten Anstieg der Erdgaspreise (von 2,5 Dollar pro MMBtu im April auf 5,7 Dollar in der vergangenen Woche) zunehmend an Bedeutung gewonnen. Dieses kleine Land verfügt über gigantische Erdgasvorkommen, die viertgrössten nachgewiesenen Reserven der Welt.

Eine besonders wichtige Rolle spielt hierbei das Erdgasfeld Galkynysh, das im November 2006 entdeckt wurde und zu einer tiefgreifenden Transformation der turkmenischen Wirtschaft beigetragen hat. Galkynysh, das zweitgrösste Erdgasfeld der Welt, ist etwa fünfmal grösser als Dauletabad, das bis dahin der Hauptdevisenbringer des Landes war.

Verträge zur Erschliessung von Galkynysh wurden 2009 mit der China National Petroleum Corporation, mit Hyundai Engineering und mit der britischen Petrofac unterzeichnet. Produktionsbeginn war 2013. Die Erdgasexporte haben der Wirtschaft Turkmenistans einen spürbaren Schub verliehen: Das Pro-Kopf-BIP stieg von weniger als 1000 Dollar im Jahr 2000 auf 7600 Dollar. Man kann nur spekulieren, wie viel von diesem neuen Reichtum auf ausländischen Bankkonten gelandet ist.

Trotz dieses Reichtums ist das Wirtschaftswachstum, das in den vier Jahren bis 2015 bei über 10 Prozent jährlich lag, seitdem auf 6 Prozent zurückgegangen, nachdem die Verhandlungen mit Gazprom über die Durchleitung von Erdgas durch Russland scheiterten. China und in geringerem Umfang auch Iran sind nun die Hauptabnehmer. In den letzten Jahren gab es Berichte über hohe Inflation, Lebensmittelknappheit und Arbeitslosigkeit, von der Staatsverschuldung ganz zu schweigen. Der gegenwärtige Anstieg des Erdgaspreises dürfte in Regierungskreisen jedoch für eine gewisse Entspannung sorgen.

Mit oder ohne wirtschaftlichen Aufschwung – das Regime von Präsident Berdimuhamedow scheint fest im Sattel zu sitzen. Sein vierzigjähriger Sohn Serdar (der «Sohn der Nation») ist inzwischen Vizeministerpräsident und Vorsitzender der Obersten Kontrollkammer, weshalb angenommen werden darf, dass die Herrschaft der Berdimuhamedows langfristig gesichert ist. Es bleibt abzuwarten, ob Serdar den Personenkult seines Vaters noch toppen wird. Besitzt er ebenfalls übernatürliche Kräfte?

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



THIEL **Jenseits**

- Alain:** Wo bin ich?
Petrus: An der Himmelstür. Was hast du vorzuweisen?
Alain: Hier, mein Zertifikat.
Petrus: Was ist das?
Alain: Dieses Zertifikat bestätigt, dass ich geimpft bin.
Petrus: Und was willst du damit?
Alain: Die Impfung schützt mich vor Krankheit.
Petrus: Bei uns gibt es keine Krankheiten. Melde dich einen Stock tiefer. Ich glaube, dort unten haben die so was.
Alain: Komme ich nicht in den Himmel?
Petrus: Um hier reinzukommen, musst du etwas Gutes vorweisen.
Alain: Es hiess, mit einem Zertifikat käme ich überall rein.
Petrus: Hier musst du gute Taten vorweisen.
Alain: Akzeptiert ihr auch Pressekonferenzen?
Petrus: In deinem Lebensbuch sehe ich vor allem Seitensprünge.
Alain: Darf ich das Buch mal sehen?
 «Pressekonferenzen und Seitensprünge» – diese Biografie habe ich doch gar nicht autorisiert. Aber ich versichere Ihnen, dass stets alle Beteiligten geimpft waren.
Petrus: Die Impfung schützt nicht vor schlechten Taten.
Alain: Als Bundesrat genoss ich eine gewisse Immunität.
Petrus: Gegen Seitensprünge scheinst du nicht immun gewesen zu sein.
Alain: Hätte man sich gegen Seitensprünge impfen können, ich hätte es getan, glauben Sie mir.
Petrus: Melde dich einen Stock tiefer. Mein Kollege zeigt dir den Weg.
Luzifer: Hallo mein Freund, was hast du denn da?
Alain: Das ist mein Zertifikat.
Luzifer: Ich weiss zwar nicht, was für ein Zertifikat das ist, aber hier unten kommst du damit überall rein.

Andreas Thiel

Kommt jetzt die Inflation?

Die Preise beginnen auf breiter Front stärker zu steigen. Vieles deutet darauf hin, dass sich die Geldentwertung verschärft.

Gunther Schnabl

Die Konsumentenpreis-inflation hat sich sowohl in den USA (5,4 Prozent) als auch im Euro-Raum (3,4 Prozent) im September verfestigt. Vor allem die Energiepreise sind stark gestiegen. In den USA rücken erste Notenbanker von der These ab, dass die Inflation nur vorübergehend sei. In Deutschland hat der SPD-nahe Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, Marcel Fratzscher, gar wissen lassen, eine grüne Inflation sei willkommen. Kommt jetzt die Inflation? Acht Gründe sprechen in Bezug auf den Euro-Raum dafür.

Erstens hat die Europäische Zentralbank (EZB) seit der europäischen Finanz- und Schuldenkrise und noch mehr in der Corona-Krise im grossen Umfang Staatsanleihen gekauft sowie umfangreiche Kredite an Banken und Unternehmen vergeben. Das Bilanzvolumen der EZB ist so von zirka 700 Milliarden im Jahr 1999 auf zuletzt über 8300 Milliarden Euro angewachsen. Damit ist sehr viel billiges Geld im Umlauf.

Geringer Widerstand gegen Regulierung

Zweitens dürfte der Druck auf die EZB, Staatsanleihen zu kaufen, fortbestehen, weil in den meisten Euro-Ländern die Schulden weiter wachsen dürften. Denn die Kassen sind leer, das Wachstum schwächelt, und die Kontrollmechanismen für die Staatsverschuldung – die Maastricht-Kriterien im Euro-Raum und die Schuldenbremse in Deutschland – wurden in der Corona-Krise ausgesetzt. Sowohl in Berlin als auch in Brüssel wird über eine «Reform» oder zumindest eine Umgehung der Schuldenregeln nachgedacht.

Drittens wurden die verfassungsrechtlichen Grenzen für die Staatsverschuldung gedehnt. Zwar verbieten die europäischen Verträge der EZB eine Finanzierung von Staatsausgaben (Art. 123 AEUV). Doch hat der Europäische Gerichtshof festgestellt, dass der Ankauf von Staatsanleihen durch die EZB rechtens ist. Das Urteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts, das das Staatsanleihekaufprogramm PSPP für eine Überschreitung der Kompetenzen durch die EZB erklärt hat, ist ins Leere ge-



Es ist sehr viel billiges Geld im Umlauf.

laufen. Die EZB hat seither ihre Ankäufe von Staatsanleihen weiter forciert.

Viertens wuchert die Regulierung. Auf die Corona-Regulierungen folgen derzeit Lieferkettengesetze, die die internationale Arbeitsteilung weiter stören. Der Widerstand gegen die wachsende Regulierung war bisher auch deshalb gering, weil die den Unternehmen entstehenden Kosten durch niedrige Zinsen, Hilfskredite und Subventionen kompensiert wurden. Das war nur möglich, weil die EZB Staatsanleihen gekauft hat. Nun schlagen die gestörten Lieferketten zunehmend in Form steigender Produktionskosten und Produzentenpreise durch.

Fünftens wird die von der EU und der EZB beschlossene Klimarettung mit höherer Inflation verbunden sein. Höhere CO₂-Steuern lassen die Preise direkt steigen. Die von der EZB anvisierte Lenkung der Ersparnisse in grüne Investitionen wird vielen Wirtschaftsbereichen Finanzierungen entziehen, sodass (Re-)Investitionen und Effizienzgewinne unterbleiben werden. Das dürfte die Produktionskosten und damit die Preise weiter erhöhen.

Sechstens dürfte sich die EZB aufgrund der hohen Schuldenstände gezwungen sehen, die Zinsen auf Dauer niedrig zu halten. Die anhaltende Null- und Negativzinspolitik drückt aber auf die Zinsmargen und Zinsüberschüsse

von Banken, die dadurch destabilisiert werden. Die Banken zögern deshalb, Kredite an wirtschaftlich schwache Unternehmen zu kündigen. Für die Unternehmen entfällt der Druck, Rationalisierungen voranzubringen. Der negative Effekt auf die Produktivität trägt zu höheren Produktionskosten bei.

Anstieg des Mindestlohns?

Siebtens deutet die Hinwendung der EZB-Kommunikation zur Klimapolitik an, dass sie sich weiter vom ursprünglichen Mandat der Preisstabilität (Art. 127 AEUV) entfernen dürfte. EZB-Direktoriumsmitglied Isabel Schnabel hat argumentiert, dass der Klimawandel massive Auswirkungen auf die Preisstabilität habe und die EZB daher zum Handeln gezwungen sei. Mit der jüngsten Anhebung des Inflationsziels der EZB auf 2 Prozent können die Inflationsraten nun längere Zeit über der 2-Prozent-Marke liegen. Über den derzeitigen Anstieg der Inflation auf 3,4 Prozent sieht die EZB bereits hinweg.

Ob die Inflation auf Dauer steigen wird, wird – achtens – davon abhängen, wie die Löhne auf den Preisanstieg reagieren. In den 1970er Jahren entstanden Lohn-Preis-Spiralen, da die Gewerkschaften auf steigende Preise mit höheren Lohnforderungen reagierten, was wiederum Preiserhöhungen nach sich zog. In Deutschland gab es bereits höhere Lohnabschlüsse. Die mögliche Ampelkoalition visiert einen deutlichen Anstieg des Mindestlohns an.

Da der Euro die wichtigste Währung in Europa ist, dürfte die Inflation über zwei Kanäle auch auf Nachbarländer wie die Schweiz übergreifen. Zum einen werden viele Güter aus dem Euro-Raum importiert. Zum andern führen die Wechselkursbindungen an den Euro über Kapitalzuflüsse dazu, dass die Zentralbankbilanzen an der Euro-Peripherie über den Ankauf von Euro ebenso ausgeweitet werden müssen. Damit könnte die Inflation bald zu allen Europäern kommen.

Gunther Schnabl ist Professor für Wirtschaftspolitik und Internationale Wirtschaftsbeziehungen an der Universität Leipzig.

Linke Deutungshoheit

Woke Sprache ist unproblematisch. Das Problem sind die medialen Sprachverstärker.



Die moralische Deutungshoheit der Linken wäre ohne deren Sieg über die öffentliche Deutungshoheit von Begriffen nicht denkbar. Wer definiert, was links, Mitte oder rechts ist, setzt die Grenzen des Diskurses. Das wird vor allem dort zum Problem, wo man sonst vorgibt, eine besonders inklusive und tolerante Gesellschaft anzustreben.

Das Gegenteil ist der Fall: Wer – wie das linke Woke-Spektrum – elitäre und sich stets ändernde Sprachcodes verwendet, schliesst einen grossen Teil der Bevölkerung aus der Debatte aus. Wer die Codes der linken Ideologen nicht bedient, entlarvt sich wahlweise als ungebildet oder als rechter Wutbürger. Damit sind die linken Sprachregelungen alles, nur nicht inklusiv.

Sie verfehlen ihr eigentliches Ziel und verkommen zum Machtinstrument, zu einem Mittel der Inklusion in und Exklusion aus einem Klub, dessen Mitgliedschaft jenen vorbehalten ist, die sich ideologisch dazu bekennen. Wer Bezugspunkte wie Nation, Kultur und Werte nicht zulässt, muss sich neue erschliessen. Insofern unterscheidet sich der linke «No nations, no borders»-Weltbürger nicht von anderen.

Problematisch wird es, wenn ein solcher Minderheitenklub, der zu wissen glaubt, wie die Gesellschaft auszusehen hat, über die Mittel verfügt, seine Weltsicht anderen aufzuzwingen. Die Katastrophe besteht nicht darin, dass es Menschen gibt, die überzeugt sind, dass es sechzig verschiedene Geschlechter gibt, die Erwähnung finden sollten. Sie besteht darin, dass diese woken «Aktivisten» einen grossen Teil der Medienschaffenden hinter sich wissen. Dass Journalisten, speziell auch im öffentlich-

rechtlichen Rundfunk, immer mehr zu Sprachverstärkern einer Ideologie verkommen, obwohl diese von einer Mehrheit abgelehnt wird.

Das beste Beispiel sind Jugendkanäle wie Funk, in denen es von morgens bis abends um nichts anderes geht als um die «richtigen» Pronomen, «Antirassismus» und sexuelle Minderheiten. Und auch im öffentlich-rechtlichen Programm für Erwachsene steht nicht mehr die Information im Vordergrund, sondern vor

Die Schlacht, die das linke Spektrum für sich entscheiden konnte, war die um den Begriff «rechts».

allem die richtige Gesinnung. Da kann eine Mehrheit der Bevölkerung noch so sehr finden, dass der Islam nicht zu Deutschland gehört oder gendergerechte Sprache nicht sinnvoll ist – wenn der Bürger nicht mitmachen will, muss man ihn eben zu seinem Glück zwingen.

Das mächtigste Instrument hierzu ist die moralische Abqualifizierung, die sich am einfachsten durch den sprachlichen Abschluss durchsetzen lässt. Da braucht es dann nicht mal mehr inhaltliche Argumente. Dabei geht es sowohl um neue Wortschöpfungen, die im Rahmen des Genderns in den Fokus geraten sind, als auch und vor allem um die angesprochene Deutungshoheit über bereits existierende Begriffe.

Die bedeutungsvollste Schlacht, die das linke Spektrum für sich entscheiden konnte, war die um den Begriff «rechts», der nahezu

synonym zu «rechtsextrem» verwendet wird. Es ist diese Umdeutung und Ausweitung des Begriffs «rechts» auf die liberal-konservative Mitte, der wir heute mehr noch als der inhaltlichen Verschiebung der Debatte den Umstand zu verdanken haben, dass «heikle» Themen wie Migration und Islam, die vielen auf der Seele brennen, kaum öffentlich diskutiert werden.

Nichtlinke Autoren sind «umstritten». Und wer sich moderat, aber kritisch zu bestimmten gesellschaftlichen Themen äussert, muss mit dem Zusatz «krude» rechnen. Auch das Weglassen gewisser Bezeichnungen gehört dazu. Während in der «Tagesschau» niemand von der Linkspartei als der «linkspopulistischen Linken» sprechen würde, kommt die AfD nicht ohne den Zusatz «rechtspopulistisch» aus. Und das Wort «polemisch» wird immer dann in abwertender Manier verwendet, wenn jemand in leichtverständlicher Sprache etwas ausspricht, was viele Menschen denken.

Im Gegenzug darf die Sprecherin der Grünen Jugend reden wie ein Gossenkind. Da ist man im Sinne des positiven Rassismus grosszügig, solange «weisse Bürgis» korrekt gegendert wird.

Wer in den letzten Jahren versucht hat, Debatten mit Argumenten beizukommen, weiss, dass das in der ideologischen Wüste vergebens ist. Wer die Diskurshoheit erlangen will, muss die Macht über die Sprache zurückerobern. Bei einer ideologischen Linken, die den Bogen so überspannt hat, dass sie nicht einmal mehr ihren eigenen Ansprüchen gerecht werden kann, sollte dies machbar sein.

Cheops-Pyramiden der Gegenwart

Die Organisation für Europäische Kernforschung Cern plant einen Mega-Teilchenbeschleuniger. In Genf entsteht ein neues Weltwunder.

Pierre Heumann

In der Westschweiz planen Wissenschaftler aus aller Welt einen neuen Teilchenbeschleuniger. Das gigantische Ingenieurwerk des Cern wird aus einem hundert Kilometer langen Tunnel zwischen Genf und Lausanne bestehen, der unter dem Genfersee und unter dem Mont Salève durchgehen soll. Die Forscher versprechen sich davon Hinweise, um dem Rätsel des Universums auf die Spur zu kommen.

«Ich gebe zu: Die Menschheit ist ein bisschen grössenwahnsinnig», sagt Eliezer Rabinovici schmunzelnd, der in Genf die Weichen für die künftige Strategie des Conseil européen pour la recherche nucléaire stellen wird. Der 75-jährige Physiker aus Jerusalem wurde im September zum Präsidenten des Cern Council gewählt, des Gremiums, das die Strategie der Europäischen Organisation für Kernforschung bestimmt, der Israel seit 2014 angehört. Beim Cern, sagt Rabinovici, seien die mehreren tausend Wissenschaftler «von Neugierde getrieben und wollen die Grenzen des Wissens erweitern».

Neuer Schutz vor Covid-19

Bereits heute steht den Wissenschaftlern am Cern der weltweit grösste Teilchenbeschleuniger zur Verfügung, der Large Hadron Collider (LHC). Aber der neue, der frühestens zu Beginn der 2040er Jahre betriebsbereit sein dürfte, soll siebenmal leistungsstärker sein als der jetzige LHC. Im Cern läuft er unter dem Namen Future Circular Collider (FCC). Die Maschine könnte Kollisionsenergien von 100 Tera-Elektronenvolt erreichen. Durch das Erreichen dieser beispiellos hohen Energien soll der neue Collider den bisher tiefsten Einblick in die Struktur der Materie ermöglichen und die Chance auf die Entdeckung neuer Teilchen bieten.

Plötzlich steht Rabinovici auf und zeigt auf die Formel in weisser Schrift auf seinem schwarzen T-Shirt. Ich solle mir die Gleichung auf seinem Leibchen genau ansehen, fordert er mich auf und meint dann euphorisch: «Diese Formel erklärt das Gesetz, welches das materielle Universum regiert.»



Der Weltformel auf der Spur: Physiker Rabinovici.

Das Langfristprojekt zur weiteren Erforschung der «kompakten und faszinierenden Darstellung der Weltformel» sei aber noch keine beschlossene Sache. Zuerst, so Rabinovici, müsse abgeklärt werden, ob es technisch überhaupt realisierbar ist. «Wir sind jetzt an der Grenze unseres Wissens», sagt er. Eine bereits von seiner Vorgängerin Ursula Basser in Auftrag gegebene Machbarkeitsstudie soll technische Grundlagen für den Entscheidungsprozess liefern und auch die Kostenfrage abklären. Noch sei nämlich nicht sicher, ob genügend Mittel bereitgestellt werden können für den Mega-Beschleuniger, der mehrere Milliarden Franken kosten und dessen Bauzeit zehn bis fünfzehn Jahre in Anspruch nehmen dürfte. Arbeiten auf dem Gebiet der experimentellen Physik verlangten von Wissenschaftlern eben «ein jahrzehntelanges Engagement», sagt Rabinovici: «Die Projekte sind in diesem Sinn vergleichbar mit dem Bau einer Pyramide oder einer grossen Kathedrale.»

Kritik, laut der die vom Cern beanspruchten finanziellen Ressourcen besser für die Lösung

akuter gesellschaftlicher Probleme eingesetzt werden sollten, lässt Rabinovici nicht gelten. Am Cern seien wichtige Entdeckungen gemacht worden, meint er, die aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken sind. Dazu zählt zum Beispiel das World Wide Web, das auf den britischen Physiker Tim Berners-Lee zurückgeht, der am Cern Ende der 1980er Jahre die Seiten-

«Ich würde sehr gerne andere Universen besuchen, um zu sehen, wie das Leben dort funktioniert.»

beschreibungssprache HTML entwickelte, auf der noch heute die Strukturierung von Internetinhalten beruht.

Erkenntnisse der Cern-Forscher haben zudem Fortschritte in der medizinischen Bildgebung ermöglicht. Ohne die Arbeiten der Partikularphysiker, sagt Rabinovici, wäre die Kernspintomografie (MRI) nicht möglich geworden, die mit Hilfe eines starken Magnetfelds und von Radiowellen Schichtbilder des

Körpers erzeugen kann. Am Cern wurde jüngst auch ein Schutz vor Covid-19 entwickelt, das sogenannte Covid Airborne Risk Assessment Tool (CARA). Es hilft Forschern der Universität Genf, die Wirksamkeit verschiedener Massnahmen zur Begrenzung der Übertragung von Sars-CoV-2 durch Aerosole in Schulen zu bewerten.

Europas führende Organisation für Teilchenphysik wird zur Finanzierung des Projekts weltweit Hilfe benötigen. Parallel zu den Plänen des Cern laufen aber auch in Japan Vorhaben für einen grossen Teilchenbeschleuniger. Frage an Rabinovici: Wäre eine Kooperation mit Ländern ausserhalb Europas nicht von Vorteil? «Die 23 Mitgliedsstaaten des Cern wollen, dass Europa in dieser Technologie führend bleibt», meint er. Sollte aber zum Beispiel Japan sich entscheiden, einen linearen Korridor zu bauen, «wäre Europa sicher an einer Kooperation interessiert».

Noch steht nicht fest, ob der hundert Kilometer lange Tunnel am Genfersee am Ende realisiert werden wird. Bis zum definitiven Entscheid wird Rabinovici noch etliche Diskussionsrunden führen müssen, da auch kostengünstigere Varianten angedacht sind, zum Beispiel ein Ausbau des bestehenden LHC oder dessen Verlängerung nach Lausanne.

Als Präsident des Cern-Rates wird er deshalb nach einem Konsens über die künftige Forschungsrichtung suchen und einen Fahrplan ausarbeiten. Dazu hat er maximal drei Jahre Zeit: Gewählt ist der Präsident des Cern Council für jeweils ein Jahr, mit der Option, zweimal im Amt bestätigt zu werden – «falls ich mich bewähre», wie er schmunzelnd hinzufügt.

Da Deutschland und Grossbritannien mehr als einen Drittel zum 1,4-Milliarden-Budget beisteuern, zudem auch Frankreich und Italien tief in die Tasche greifen, kommt diesen Ländern ein grosses Gewicht bei der Entscheidungsfindung zu. Die Schweiz beteiligt sich mit 46 Millionen am Jahresbudget, was 4 Prozent der Cern-Einnahmen entspricht.

Dass der Präsident des Cern Council nicht nur ein theoretischer Physiker von Weltruf ist, sondern auch ein geschickter Diplomat, hat er als Vermittler im Mittleren Osten bewiesen. In der Krisenregion ist ihm gelungen, was nicht einmal Friedensnobelpreisträger wie Anwar as-Sadat, Menachem Begin, Jitzhak Rabin oder Jassir Arafat geschafft haben. Rabinovici hat Erzfeinde auf ein gemeinsames Projekt verpflichtet. An der Synchrotron-Anlage «Sesame», was für «Synchrotron-light for Experimental Science and Applications in the Middle East» steht, sind neben Israel, Jordanien, Ägypten und Zypern auch offizielle Vertreter aus Pakistan, aus Palästina und dem Iran beteiligt. Für das äusserst anspruchsvolle und leistungsstarke Projekt im Orient musste er nicht nur unüberwindbar scheinende Hürden der Feind-

schaft überwinden, sondern auch finanzielle. In vielen dieser Länder bestehen nämlich keine nennenswerten Budgets für die Wissenschaft. Und doch: Die Anlage wurde vor vier Jahren 35 Kilometer nördlich von Amman in Betrieb genommen und gilt seither als Prestigeobjekt für die technische und wissenschaftliche Entwicklung im Mittleren Osten.

Die Politik bleibt draussen

Wie ihm das gelungen sei?, fragen wir. «Die Politik hat bei uns nichts zu suchen», sagt der Cern-Stratege, «höchstens abends kann sie zum Thema werden.» Die Wissenschaft preist er als «perfekten Brückenbauer». «Wir haben eine gemeinsame Sprache, die Formeln, und da brauchen wir keine politisch gefärbten Narrative, die die Kluft nur vertiefen würden. Deshalb können wir über konkrete physikalische



Widersprüchlichkeiten

Nr. 41 – «Ärzte im Widerstand»
Daniela Niederberger über die Corona-Politik

Man muss schon sehr gut verdrängen, um den Pandemiepredigerinnen und ihren unwissenschaftlichen Weisungen zu vertrauen. Wer logisch denken kann und sich des pandemischen Ausmasses an Widersprüchlichkeiten, Propaganda, Restriktionen, Sanktionen und Zensur bewusst ist, weiss um die fehlenden Kleider der Kaiser und die fehlende demokratische Legitimation von deren Unterstützern und Profiteuren. So wird Gesundheit zur profitablen Krankheit erklärt. Die Massnahmen, die jederzeit verschärft, ausgeweitet und letztlich institutionalisiert werden können, zeugen davon. Das Individuum, die Demokratie sowie die Grund- und Menschenrechte werden dabei nicht berücksichtigt. Wir sind, ob wir dies nun wollen oder nicht, ob geimpft oder nicht, Opfer einer globalen Agenda. *Patrick Dörrer, Aesch*

Eine einfache Frage: Glauben Sie, dass Covid-Viren Zertifikate lesen können? Ausser dem Bundesrat und seinen Kommunikationsberatern wohl niemand. Damit ist auch bewiesen, dass Zertifikate auf die Virenverbreitung keinen Einfluss haben können. Seit dem 28. Juli 2021 sind 202 Menschen wegen Impfdurchbruchs hospitalisiert und 48 zertifizierte Covid-Tote gemeldet worden (*Beobachter* Nr. 20/2021). Jeder kann gemäss Poisson-Verteilung mit einer Wahrscheinlichkeit von 0,3 Promille irgendwann auf einen Virenträger treffen. Damit ist auch die Lüge, dass Zertifikate andere schützen können, hinfällig. Zertifikate sind nur ein Mittel, um das Volk zu spalten und mit Notrecht sinnlose Massnahmen zu dekretieren.

Covid-Viren verhalten sich nach dem darwinschen Evolutionsgesetz «Der Stärkste überlebt». *Alfred Welte, Zürich*

Gut, kann man zappen

Nr. 41 – «Grossbaustelle Schweizer Fernsehen»
René Hildbrand über Nathalie Wapplers SRF

Endlich bekommt man zu lesen, dass die SRF eine riesige Baustelle sei. Wenn ich News-Sendungen mit solchen von ausländischen Sendern vergleiche, so ergibt sich, dass auf SRF nur das gesendet wird, was in das Konzept der Verantwortlichen passt – links und gegen die SVP. Röbi Kollers Sendung sowie «Einstein», Jass- und Volksmusiksendungen muss hingegen ein *Kränzli* gewunden werden. Was mich stört: dass man den Grünschnäbelpolitikern und -politikerinnen mit Migrationshintergrund immer eine Plattform gibt, um deren unrealistische Forderungen zu platzieren. Diese agieren nur im Interesse ihrer unausgereiften Ansichten, nicht aber im Interesse des Schweizer Volks. Die Ernennung von Frau Wappler war der grösste Missgriff, mit desaströsen Folgen. Alle guten Reporter verlassen das sinkende Schiff. Gut, kann man noch zappen, andernfalls müsste man den Fernseher entsorgen. *Esther Betschart-Isler, Schindellegi*

Verdächtig ruhig

Nr. 40 – «Zurück zur Schule»
Julie Burchill über Greta Thunberg

Zurzeit und in weiterer Zukunft befasst sich unsere Gesellschaft massgeblich mit Covid-19. Merklich hält sich die rot-grüne Truppe mit ihren Klima- und Energiefantastereien momentan bedeckt und verdächtig ruhig. Im

Schatten der Seuche lassen sich bequem die verschiedensten Süppchen kochen, um zu gegebener Zeit wohl vorbereitet und mit Vehemenz neue Aktionen zu starten, die dann auch wieder in zweifelhaften Abstimmungen gipfeln werden. Es ist zu hoffen, dass bürgerliche, vor allem auch politische Kreise diesen Umstand und die Gefahr beizeiten erkennen und ein solches Tun effizient unter Beobachtung stellen, bevor wir wieder nur reagieren können.

Ernst A. Rubli, Ramsen

Thüringens Preussen

Nr. 40 – «Wo die AfD eine Volkspartei ist»
Roman Zeller über die AfD in Thüringen

Ich muss widersprechen: Es gibt auch Preussen in Thüringen! Und das kam so: Bekanntlich anekdotisch Napoleon das linke Rheinufer nach dem Reichsdeputationshauptschluss. Dort hatte das Königreich Preussen Besitz. Um es für den Verlust zu entschädigen, bot Napoleon Preussen rechtsrheinische Gebiete an, die zum Beispiel bisher dem Erzbistum Mainz gehört hatten: die Stadt Erfurt mit ihrem umfangreichen Landbesitz, die ehemals Freien Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen sowie das bis heute sehr katholische Eichsfeld mit Heiligenstadt. Im Zusammenhang mit dem Friedensschluss infolge des Wiener Kongresses 1815 wurden die genannten Gebiete Preussen endgültig zugeschrieben. Gefragt wurden die neuen Preussen natürlich nicht! Noch heute sollen ältere Zeitgenossen schmunzelnd sagen, sie seien «Musspreussen»! *Rolf Prater, Aichwald (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Colin Powell (1937–2021)



«Amerikanische G.I.s sind keine Bleisoldaten»: Colin Powell.

Geboren in Harlem als Sohn eines frommen und arbeitsamen jamaikanischen Elternpaars, machte Colin Powell eine erstaunliche Karriere. Als junger Leutnant verdiente er im Vietnamkrieg den Purple-Heart-Orden, wirkte dann als militärischer Ratgeber im Pentagon, bevor ihn Präsident Reagan als Nationalen Sicherheitsberater holte. George Bush senior ernannte den 52-jährigen Schwarzen 1989 zum jüngsten General an die Spitze aller US-amerikanischen Streitkräfte. Dort entwickelte er die Powell-Doktrin, die besagt, dass eine Nation erst nach der Ausschöpfung aller politischen, wirtschaftlichen und diplomatischen Mittel militärische Gewalt anwenden dürfe. Jeder Krieg müsse vom amerikanischen Volk unterstützt werden, ein klares Ziel und eine Ausstiegsstrategie haben. Um mit möglichst geringen eigenen Verlusten den Gegner zur raschen Kapitulation zu zwingen, seien überwältigende Kriegsmittel einzusetzen.

Die Doktrin bewährte sich im ersten Irakkrieg, als Saddam Hussein von einer amerikanisch geführten Koalitionsarmee in Kürze aus dem von ihm eroberten Kuwait hinausgeworfen wurde. Während der Präsidentschaft Clintons widersetzte sich Powell dem Bosnienkrieg. Aussenministerin Madeleine Albright sagte höhnisch zu ihm: «Was ist der Sinn dieser grossartigen Armee, von der Sie immer reden, wenn wir sie nicht brauchen können?» Powells Antwort: «Amerikanische G.I.s sind keine Blei-

soldaten, die auf einem globalen Spielbrett herumgeschoben werden.»

Powell wird wohl nicht als «reluctant warrior» (Krieger wider Willen) in die Geschichte eingehen, sondern zu seinem Leidwesen für die Rede, mit der er am 5. Februar 2003 den Uno-Sicherheitsrat zu einer Resolution bewegen wollte, die einen Angriff auf Saddam

Husseins Irak gerechtfertigt hätte. Dabei zog er alle Register, um zu beweisen, dass der Diktator seine ihm verbotenen, aber vorhandenen Massenvernichtungswaffen raffiniert versteckt hatte: «Meine Kollegen, jedes Statement, das ich heute mache, wird von Quellen gestützt, soliden Quellen. Dies sind nicht Behauptungen. Was wir Ihnen vorlegen, sind Fakten und auf soliden Geheimdienstinformationen beruhende Schlussfolgerungen.» Powell überzeugte damals viele, mich ebenfalls. Die Informationen der CIA stellten sich jedoch als falsch heraus, die Zeugen als dubios, die Schlussfolgerungen als Fehlschlüsse. Powell, ein ehrlicher, grundständiger Mensch, stand als Lügner da.

Die USA zogen in den Krieg, der, obwohl rasch gewonnen, in einer verpfuschten, endlosen Besatzung Iraks endete. Der Rest von Powells Zeit als Aussenminister war überschattet von Querelen mit Verteidigungsminister Donald Rumsfeld. Nach der Wiederwahl von George W. Bush trat er zurück. Den Sirenentönen, die Präsidentschaftsnomination anzustreben, widerstand er. 2008 stimmte er für Obama. 2016 für Clinton. Und 2020 für Biden.

General Powell ist am Montag, obwohl geimpft, mit 84 Jahren an Komplikationen nach einer Infektion mit Covid-19 gestorben.

Hanspeter Born

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Shopp Schwiiz: Regional
einkaufen auch nach Corona

Noch bis Sonntag, 24. Oktober, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 25. Oktober, täglich ab 17.20 Uhr auf

TELEZ

www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



VW ist ein Opfer von Staatsversagen

Die Industriepolitik der EU untergräbt Europas technische Stärken.



Volkswagen-Konzernchef Herbert Diess hat Gedanken über einen massiven Stellenabbau ins Gespräch gebracht. Es sickerten Meldungen über Szenarien in die Öffentlichkeit, laut denen in der deutschen Produktion bis zu 30 000 Stellen wegfallen könnten. Als Hauptgrund gilt die Neuorientierung des Autokonzerns, der unter grossem Zeitdruck zu einem Anbieter von Elektromobilität umgeformt werden soll, mit all den zugehörigen Fahrzeugen und Dienstleistungen.

Auch wenn die Zahlen umstritten sind – auf den ersten Blick denkt man, ein derartig aufgestauter Anpassungsbedarf sei auf Führungsversagen zurückzuführen, auf Fehlleistungen des Managements und der Aufsicht, die VW nicht rechtzeitig auf neue Bedingungen eingestellt haben und nun notfallmässig zum groben Werkzeug greifen müssen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber: Eigentlich handelt es sich um ein doppeltes Staatsversagen.

Erstens war VW immer ein Stück weit eine staatliche Veranstaltung. Auch wenn das Unternehmen 1960 als Aktiengesellschaft privatisiert wurde, blieb der hoheitliche Einfluss beträchtlich. Das Land Niedersachsen war der dominierende Aktionär, der mit seinem Anteil bis heute wichtige Entscheide bestimmen kann.

Der Hauptstandort Wolfsburg in Niedersachsen konnte auch dank starkem Gewerkschaftseinfluss immer wieder Privilegien herauschinden wie hohe Löhne und Leistungen, die alles andere in der Umgebung in den Schatten stellten. Das machte VW aber träger. Als gegen Ende der neunziger Jahre die Auslastung der Belegschaft nachliess und man auf die Viertage-

woche umstellte, um die Arbeit auf mehr Köpfe zu verteilen, waren die Resultate etwa höhere Scheidungsraten und chronische Ineffizienzen im Unternehmen. Diese Probleme blieben und werden bei verschärftem Konkurrenzdruck nun umso belastender.

Zweitens ist es die Politik, die einen gewaltigen industriepolitischen Schock ausgelöst hat. Bürolisten erzwingen den abrupten Wechsel vom Verbrennungsmotor zum E-Fahrzeug, gewaltsam und fast blitzartig. Die EU-Kommission hat derart niedrige Grenzwerte zum CO₂-Ausstoss für Autos auf den Weg gebracht, dass der Verbrennungsmotor diese nicht mehr erfüllen kann und der Elektroantrieb auch nur deshalb durchkommt, weil die Behörden schummeln und die CO₂-Belastung der Batterie und der Stromproduktion nicht zählen.

Nicht nur Konkurrenten wie Frankreich, auch die Merkel-Regierung hat geholfen, der deutschen Autoindustrie die Geschäftsgrundlage zu zerstören. Elektroautos weisen viel weniger Teile auf als heutige Autos, brauchen praktisch keine Getriebe. Damit gehen auch bei den Zulieferern Millionen von Arbeitsplätzen und vor allem viel Wissen verloren. Der Getriebegegigant Zahnradfabrik Friedrichshafen (ZF) oder auch viele Schweizer Zulieferfirmen verlieren Kunden und Fähigkeiten.

Die deutsche Regierung hat aber nicht nur den europäischen Konkurrenten geholfen, sondern vor allem auch der chinesischen Autoindustrie, der es über lange Zeit hinweg nie gelungen war, Verbrennungsmotoren zu konstruieren, die es mit der deutschen Ingenieurskunst aufnehmen konnten. Der EU-Staat ist es jetzt, der den Schal-

ter umlegt, Deutschlands Fabriken stoppt und China das Tor zum Markt weit öffnet, zumal Batterien, Solarpanels und spezielle Rohstoffe zentral werden. Da nützt Wolfsburg auch die traditionelle gewerkschaftlich-staatliche Protektion nicht mehr viel.

Weibliches Kapital

Frauen gehen besser mit Geld um als Männer, Frauen sollten mehr als Investorinnen auftreten – in diese Richtung gehen heute viele Ermahnungen. Früher waren die Frauen stark engagiert. Die amerikanische Rechtsprofessorin Sarah C. Haan hat 2020 in einem Aufsatz die Entwicklung des Aktienbesitzes in den USA zwischen 1900 und 1960 untersucht. In bedeutenden US-Firmen wie dem Telekommunikationskonzern AT&T, dem Elektrizitätsriesen General Electric oder in Eisenbahngesellschaften haben die Frauen nach 1900 in den Aktionariaten an Gewicht gewonnen, und um 1950 herum stachen sie die Männer zahlenmässig aus. In Jahresberichten wurden damals die Aktionäre nach Geschlecht ausgewiesen, das Thema war wichtig. Und diese «Feminisierung des Kapitals» spielte pikanterweise offenbar auch in die Wissenschaft hinein. Adolf A. Berle und Gardiner C. Means veröffentlichten 1932 ihr sehr einflussreiches Buch «The Modern Corporation and Private Property». Darin legten sie dar, wie das Management in Aktiengesellschaften an Macht gewinne, wenn ein grosser Teil der Aktionäre passiv sei, so dass Eigentum und Kontrolle auseinanderfielen. Das war die Zeit, als vielerorts mehr Frauen als Männer im Aktionariat waren.

LITERATUR UND KUNST

Feuersturm der Noten:
John Coltranes Live-Version
von «A Love Supreme».
Peter Kemper, Seite 64

Herausgegeben von Daniel Weber

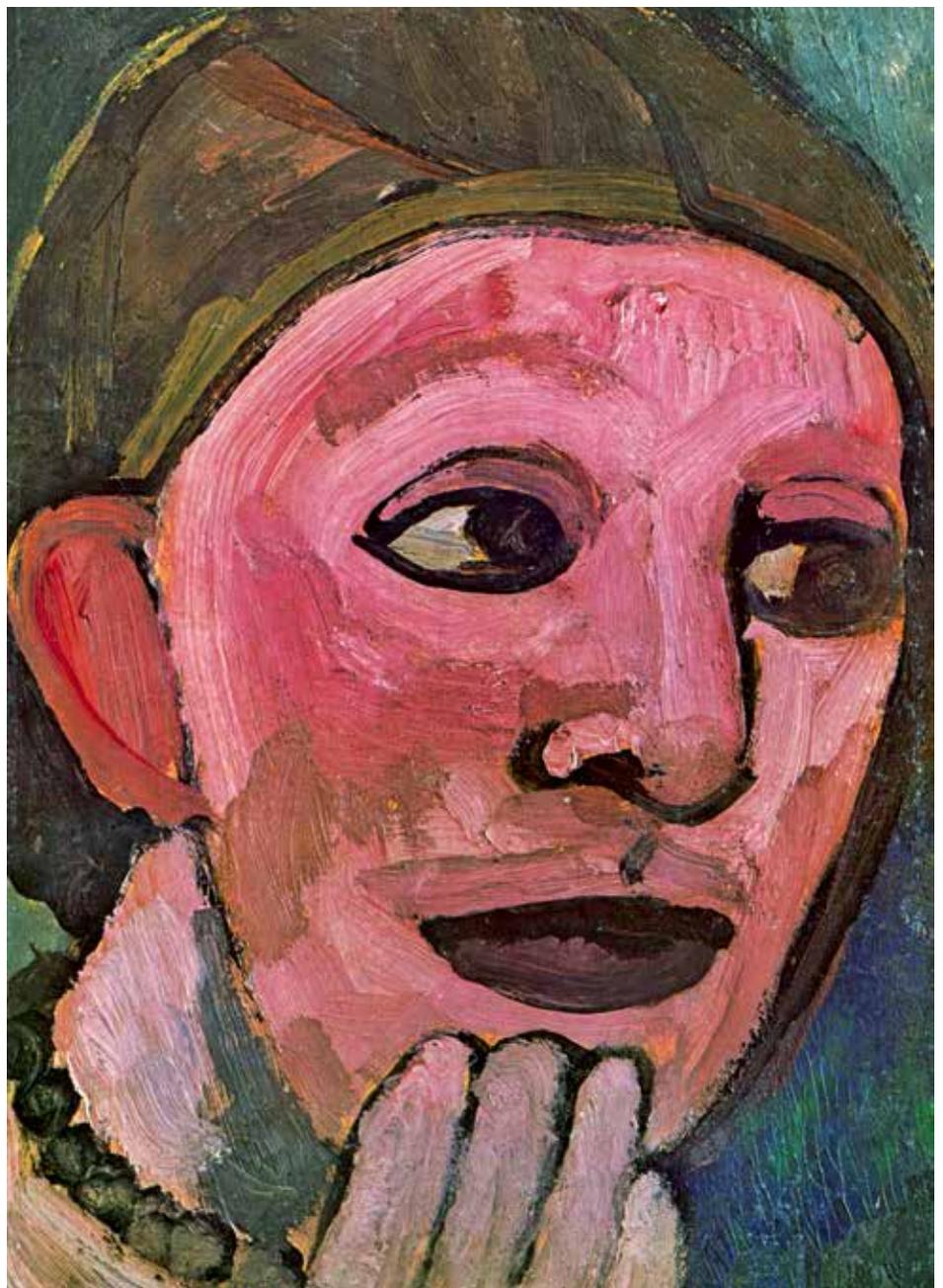
Paula Modersohn-Becker, Selbstporträt, 1907 — Es scheint gerade *comme il faut*, die ewige Sehnsucht nach der unaufhörlichen Fortschreibung der Moderne in der Vergangenheit zu suchen. Das mag daran liegen, dass die Kunst ebenso wie die Welt nicht weiterweiss.

Zurzeit ist die deutsche Malerin Paula Modersohn-Becker (1876–1907) eine, die aus der Vergangenheit heraus die Gegenwart antreiben soll. Ein weiblicher Picasso sei sie gewesen, aber ihr Leben war vielmehr eines mit van-goghschem Schicksal; ihre Malerei passte nicht in das enge Verständnisvermögen ihrer Zeit, unformbar für die Muster ihrer Epoche. Sie spürte nicht wie van Gogh das Rasende eines Wahnsinns, sondern nur die Vergänglichkeit von allem in sich.

Sie vertraute ihrem Tagebuch an, dass sie nicht lange leben würde und dass sie ihre Zukunft nicht wie so viele immer weiter auf ein Später vertrösten darf. Und so lebte sie einerseits ungebunden, um aber vermeintlich einen Halt zu finden in ihrem täglichen Aus-der-Welt-Gehen, auch in einer Ehe mit dem sie bis an die Grenzen der Liebe unterstützenden Otto Modersohn, einer Liaison, der sie immer wieder entfliehen musste, um in Paris ihren Bildern Form zu geben. Dann malte sie, als ob es keine Zeit gäbe, bis zur erschöpfenden inneren Aushöhlung und ging dann zurück in ihr Nest, dem sie entflo, sobald ihre Flügel sie wieder trugen.

Sie malte häufig, vielleicht am liebsten auch sich selbst, mit diesen Augen, die alles zu sehen scheinen, aber doch verloren sind im Blick. Bilder, auf denen man, wie auf der Welt, die Hoffnung suchen muss. Gesichter voller Leben und doch unentrinnbar gefangen im Dunstkreis des Ausgelöschten. Und als sie ein Leben, das noch keine Ahnung von der Flüchtigkeit des Seins hatte, zur Welt brachte, starb sie, als sie sich nach der Geburt das erste Mal vom Wochenbett erhob.

Michael Bahnerth



Augen, die alles zu sehen scheinen, aber doch verloren sind im Blick.

Nüchtern-kalte Konkretheit

Warum die Prosa Baltasar Graciáns, eines Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert, Leser unserer Gegenwart fesseln kann.

Hans Ulrich Gumbrecht

Baltasar Gracián: Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Übersetzt von Hans Ulrich Gumbrecht. Reclam. 302 S., Fr. 39.90

Von Januar 1943 bis September 1944 erwartete Werner Krauss, ein auf Texte der spanischen Klassik spezialisierter Literaturwissenschaftler, im Berliner Gefängnis Plötzensee seine Hinrichtung, zu der ihn die damaligen deutschen Machthaber wegen regimekritischer Propagandaaktivität verurteilt hatten. Die Monate vernichtender Anspannung, an deren Ende dank der Intervention prominenter Kollegen die Umwandlung der Todesstrafe in eine Haftstrafe stehen sollte, überlebte Krauss mit den Büchern von Baltasar Gracián, einem Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert. Freunde hatten sie in seine Todeszelle geschmuggelt. Aus dieser Konzentration ging ein in Handschellen und ganz ohne Sekundärliteratur geschriebenes, luzides Manuskript hervor, das Krauss 1947 unter dem Titel «Graciáns Lebenslehre» und mit der lakonischen Bemerkung veröffentlichte, das Denken des Autors «könnte ein allgemeineres Interesse verdienen».

Aufbauende Kraft

Diese bewegende Episode brachte eine einzigartige Geschichte von Auseinandersetzungen deutscher Denker mit Gracián unter existenziell herausfordernden Prämissen zu ihrem Höhepunkt. Zwei Jahre vor Hitlers Machtergreifung etwa hatte der jüdische Intellektuelle Walter Benjamin dem von ihm bewunderten Bertolt Brecht das «Handorakel oder die Kunst der Weltklugheit», Graciáns berühmtestes Werk, zum Geburtstag gewidmet – mit Brechts selbstironischen Worten «denn für dieses Leben ist der Mensch nicht schlau genug». Friedrich Nietzsche schrieb demselben Buch «eine Weisheit in der Lebensführung zu, damit sich nichts vergleichen lässt.» Und schon im Winter 1831/1832 hatte Arthur Schopenhauer das «Handorakel» ins Deutsche übersetzt, weil er, der das menschliche Leben zu permanenter Unruhe verurteilt

ansah, überzeugt war, dass es vor allem «jungen Leuten eine Belehrung giebt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten».

Die aufbauende Kraft von Graciáns Prosa für individuell prekäre Situationen haben Leser erstaunlicherweise immer wieder mit einem Gestus von Distanz und Kälte in Verbindung gebracht, der sich von der aufklärerischen Einstellung abhebt, in warmer Solidarität mit Ratschlägen aufzuwarten, die für alle Menschen gültig sein wollen. Gracián hatte während seiner

Dreihundert «Aphorismen» durchleuchten Probleme aus jeweils verschiedenen Perspektiven.

Lebensjahre von 1601 bis 1658 mit dem Segen des Ordens ein weit ausstrahlendes Ansehen als Prediger und theologischer Lehrer gewonnen, auf dessen Reflexionskraft mächtige Zeitgenossen setzten. Dass sechs der sieben von ihm verfassten Bücher unter fremden Namen erschienen, hatte weniger mit Zensurmassnahmen der Jesuiten zu tun als mit einer für Institutionen der katholischen Kirche damals durchaus gängigen Strategie, den Problemen ihrer Gegenwart mit einer Frühform weltlicher Rationalität und tatsächlich im Abstand zu christlicher Orthodoxie zu begegnen. «Man muss die menschlichen Mittel anwenden, als ob es keine göttlichen gäbe,

und die göttlichen, als ob es keine menschlichen gäbe. Grosse Meisterregel», heisst es gegen Ende des «Handorakels». Hier liegt ein erster Aspekt von Distanz und Kälte.

Graciáns Einklammerung aller «göttlichen Mittel» des Denkens scheint auf einer Diagnose des am Beginn seines Zusammenbruchs stehenden spanischen Weltreichs als Sphäre moralischen Verfalls beruht zu haben: «Der rechte Umgang ist am Ende, Verpflichtungen gelten nicht mehr, es gibt wenig gute Wechselbeziehungen: für den besten Dienst die schlechteste Belohnung, das ist jetzt der allgemeine Brauch.» Wer mit ethischen Verhaltenswerten bei den Zeitgenossen nicht mehr rechnen kann, der muss Überleben an das Geschick binden, in Unabhängigkeit den überall lauenden Gefahren und Bedrohungen zu entgehen. Dafür reservierte Gracián den pathosfreien Begriff der «Person», sozusagen als Minimalstufe individueller Autonomie: «Eine Herausforderung in ihrem Moment machte viele zu Personen, so wie Ertrinken Schwimmer hervorbringt.» Auch der nüchterne Vorab-Verzicht auf eindeutige Problemlösungen und vollmundige Verhaltensmaximen gehörte zu diesem Selbstverständnis.

Statt in zielgerichteten Argumentationen vollzieht sich der Reflexionsrhythmus des «Handorakels» über insgesamt 300 «Aphorismen» genannte Absätze, die ohne sichtbare systematische Ordnung eine Vielfalt von Problemen aus jeweils verschiedenen Perspektiven durchleuchten und somit das Bewusstsein von Komplexität steigern, statt Schlüsse oder gar Anweisungen zu formulieren. Zu dieser vorsichtigen, ja oft defensiven Haltung passt die wiederholt hervorgehobene Notwendigkeit, den eigenen Wert und Status – ganz entgegen der sonst üblichen philosophischen Überordnung des Seins gegenüber dem Schein – zum Schutz der eigenen Person nutzen: «Die Dinge gelten nicht nach ihrem Sein, sondern nach ihrem Schein. Wert haben und ihn zu zeigen verstehen ist zweimal Wert haben: was nicht gesehen wird, ist, als ob es nicht wäre.»

Doch wenn der sich am Fluchtpunkt aus Komplexitätssteigerung, Nüchternheit und





«Wo es Tiefe gibt, dort liegen die tiefen Geheimnisse»: Literat Gracián.

Defensive einstellende Verhaltensstil von Kälte Graciáns Lesern geholfen haben muss, den Gefahren ihres prekären Alltags auszuweichen, so vermag die Kälte allein nicht die Ahnung einer Substanz zu erklären, an der man sich gleichsam festhalten und also am Leben erhalten konnte, wie sie Werner Krauss viel später bei seiner Gracián-Lektüre in der Todeszelle erlebte. Mehr als mit den Rhythmen des Denkens hat die Substanz-Ahnung wohl mit einem von Gracián benutzten und weiterentwickelten Prosastil zu tun, den seine Zeitgenossen «conceptismo» nannten. Über ihn schrieb er ein ganzes Buch voller erhellender Intuitionen und Überlegungen, ohne freilich seine existenzielle Wirkung zu erschliessen. Immerhin wird deutlich, dass der Name nicht im Sinn der vorherrschenden Bedeutung des spanischen «concepto» als Begriff zu verstehen ist, sondern – eher wie im deutschen Wort Konzept – als eine Struktur von Gedanken.

In diesem Sinn vergleicht Gracián gelingenden Stil mit einer Konfiguration «strahlender Himmelskörper». Der Eindruck ergibt sich aus Sätzen, in denen Substantive mit ihren jeweiligen Adjektiven – eben wie Sternbilder der Nacht – die Lektüre beherrschen. Wo immer er es sich ohne Auflösung inhaltlicher Konturen leisten konnte, schuf Gracián zwischen solchen Ausdrücken Leerstellen, indem er auf Verben verzichtete oder ihnen durch Infinitivformen den Status von weiteren Substantiven gab: «Drei Dinge machen einen perfekten Menschen aus und sind das grösste Geschenk der göttlichen Freigiebigkeit: fruchtbarer Geist, tiefes Urteil und ein auffällig heiterer Geschmack. Richtig auffassen ist ein grosser, aber richtig denken ein grösserer Vorzug: Verständnis des Guten.» Solche auf erwartbare, aber ausbleibende Worte zurückgehende Lücken in den Sätzen Graciáns können wie Impulse an die Leser wirken, sie in ihrem Bewusstsein auszu-

füllen, um so zu einer eigenen Denk-Form zu gelangen.

Entscheidend für die Intuition einer Substanz, an der sich die in den Fluss der Prosa hineingezogenen Leser festhalten können, sind nun immer neue Passagen, die eine Dreidimensionalität, ja eine Räumlichkeit von Gedanken und Gefühlen suggerieren: «Eine Brust ohne Geheimnis ist ein offener Brief. Wo es Tiefe gibt, dort liegen die tiefen Geheimnisse, denn da gibt es grosse Räume und Ausbuchtungen, wo Dinge von Bedeutung versinken.» Nicht ausgeschlossen, dass Gracián solche Sätze gar nicht als bildhaft auffasste, sondern seine Gefühle und Gedanken tatsächlich als konkret, als singulär und dreidimensional erlebte. Und wie emotionale Tiefe dann körperliche Tiefe zu gewinnen scheint, so wird vorsichtiges Denken zu einem Prozess der erforschenden Vorwegnahme im Raum: «Die Weisheit tritt tastend auf, Aufmerksamkeit und Zurückhaltung sind ihre Vorhut, damit sie ohne Gefahr fortschreiten kann. Wer umsichtig sein will, darf keinesfalls vorsehen. Es ist nötig, langsam zu gehen, wenn man grosse Tiefe befürchtet.»

Individuelle Pfade der Reflexion

Fragen wir uns nun noch einmal, wie Graciáns Texte Werner Krauss das Überleben in sicherer Todeserwartung ermöglicht haben können, dann verstehen wir, dass es gewiss nicht um Inhalte ging. Die Probleme und Fragen eines Jesuiten aus der Spätzeit des spanischen Reichs gehörten kaum zum Horizont eines Intellektuellen im Untergrund des nationalsozialistischen Terrors – so wie sie auch nicht unseren Sorgen im frühen 3. Jahrtausend entsprechen. Was Leser jedoch immer wieder bewundernd die «Kälte» von Graciáns Prosa genannt haben, führt uns zunächst auf individuelle Pfade der Reflexion über existenzielle Herausforderungen. In dieser Isolation bleibt das von Gracián angestossene Denken dann freilich nicht abstrakt. Vielmehr gibt ihm der Stil seiner Prosa eine Konkretheit, die uns den Glauben, ja den Trost vermittelt, mitten in einem sicheren Raum der Existenz zu wohnen.

Keine frühere Zeit der Geschichte hat wohl so vielen Menschen das Privileg so zahlreicher Freiheiten der Entscheidung und der Auswahl geboten wie unsere Gegenwart. Zugleich haben statistisch hochgerechnete Prognosen als existenzieller Orientierungsrahmen verbindliche Wahrheiten ersetzt. So wird aus dem Privileg der Freiheit eine Überlast von Komplexität. Weder wissen wir, in welche Richtung wir gehen sollen, noch möchten wir uns eine Richtung vorgeben lassen. In dieser Umwelt, welche beständig in Einsamkeit und Leere umzuschlagen droht, kann uns Baltasar Graciáns Prosa wachhalten.

Immer weiter, immerzu

Anton Beck

Wolfram Eilenberger: Das Ruhrgebiet. Versuch einer Liebeserklärung. Tropen. 144 S., Fr. 25.90

Wolfram Eilenberger: Feuer der Freiheit. Die Rettung der Philosophie in finsternen Zeiten (1933–1943). Klett-Cotta, 2020. 400 S., Fr. 37.90

Wolfram Eilenberger: Zeit der Zauberer. Das grosse Jahrzehnt der Philosophie 1919–1929. Klett-Cotta, 2018. 431 S., Fr. 38.90

Wie weiter? Diese Frage lässt sich auf viele Gebiete beziehen, auf die Gesellschaft, das Klima, die akademische Welt, die eigene Biografie – der Philosoph Wolfram Eilenberger stellt sie in seinen Büchern bei all diesen Themen.

So wandelt er in «Zeit der Zauberer» (2018) auf den Spuren der grossen Philosophen der 1920er Jahre, Ludwig Wittgenstein, Walter Benjamin, Ernst Cassirer, Martin Heidegger. In «Feuer der Freiheit» (2020) sind es Simone de Beauvoir, Simone Weil, Ayn Rand und Hannah Arendt. Alle diese grossen Namen suchten in Zeiten der Krise – ihrer selbst und der Gemeinschaft – nach Zukunftsszenarien, nach dem ersten Schritt und dann nach einem zweiten und so fort.

Traurigerweise, so erzählt Eilenberger, als wir uns in Zürich treffen, sei die Philosophie der Gegenwart nicht mehr so innovativ wie in den Dekaden von Wittgenstein, Rand und Co. «Der Weltzugang ist revolutioniert worden, und trotzdem haben wir das Vokabular dazu noch immer nicht. Ich habe nicht das Gefühl, dass die Philosophen zurzeit für die Klimakrise und auch die Digitalisierung adäquate Beschreibungsmittel zur Verfügung gestellt haben.» Sich selbst, auch anderen populären Philosophen wie Richard David Precht spricht er diese Aufgabe der neuen grossen philosophischen Theorie ebenso wenig zu. Eilenberger verbindet mehr die gedanklichen Fäden unserer Gegenwart. So auch in seinem jüngsten Buch, einer Liebeserklärung ans Ruhrgebiet.

Nie apokalyptisch

Von diesem schwer fassbaren Stückchen Deutschland, jahrzehntelang durch den Kohleabbau definiert und nun im solaren Zeitalter identitätslos geworden, leitet Eilenberger im neuen Buch eine Formel für unsere gegenwärtige Gesellschaft ab: «Auch wir, die NormalkonsumentInnen der westlichen Wohlfahrtsstaaten im ausgehenden fossilen Kapitalismus, wissen derzeit nur eines sicher: dass wir uns der Zukunft nicht auf jene Weise stellen können, die uns bisher offenstand.»

Mit dieser Einsicht ist Wolfram Eilenberger zwar nicht allein, es gibt viele Denker, die solche Beobachtungen zurzeit formulieren, doch den wenigsten gelingt es, die Komplexität verständlich und spannend zu vermitteln. Eilenbergers Überlegungen kommen auch nie apokalyptisch rüber, nie wie eine Litanei oder eine Drohung, sondern süffisant in Anekdoten und Analysen verpackt. An einem gewissen Punkt unseres Treffens sagt Eilenberger gar: «Das Schöne an der modernen Welt ist, dass es nie so weitergeht» – ein Satz, der in einer Branche der gedruckten Buchstaben zusätzlich noch mal eine ganz eigene Bedeutung hat. Schliess-



Gedankliche Fäden unserer Gegenwart:
Autor Eilenberger.

lich kommt ja mit jedem Werk eines Autors immer etwas Neues.

Auch Eilenbergers eigene Biografie ist keine gerade, keine planbare, sondern eine, die sich immer wieder neu entfaltet. Von Heidelberg über Zürich nach Finnland, er ist mal hier, mal da; den Sommer verbrachte er in Schreibklausur in Skandinavien. Er ist Autor, ist Moderator der «Sternstunde Philosophie» auf SRF (was ihn auch am Tag unseres Treffens in die Schweiz führte), ein Neugieriger, der sich in seinen bisherigen 49 Jahren mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichermaßen befasste und es hoffentlich noch lange tun wird.

Er, mehr Stoiker als Aktivist, spricht besonnen, selbst umgeben vom Trubel Zürichs an einem sich dem Ende neigenden Freitagmittag. Wenn die Studenten auf die Züge in die Peripherie rennen und viele von den Büros in die Geschäfte strömen, ehe diese schliessen, dann ist

es laut, hektisch, es wird telefoniert und sich getummelt, doch Eilenberger formuliert in diesem Chaos druckreife Sätze, Sätze wie: «Ich versuche nicht, eine Sichtweise zu etablieren, sondern verschiedene Sichtweisen so darzustellen, dass sie

Für die Klimakrise findet er das sprachlich schöne Bild vom «Zelt aller Probleme».

miteinander in interessante Kontraste treten.» Oder: «Mittlerweile bin ich so offen, zu sagen, das Problem, vor dem wir jetzt stehen, ist strukturell ganz anders als alle anderen Probleme, die wir bisher adressieren mussten.»

Für die Klimakrise, auf die er sich dabei bezieht, findet er das sprachlich schöne Bild vom «Zelt aller Probleme», meint dazu: «Wenn es so drängend ist, wie es ist, dann sind natürlich die liberalen Gesellschaften in ihrer Verfasstheit bedroht.»

Am Ende unseres Gesprächs von diesem Gedanken der Bedrohung und der baldigen zivilisatorischen Vernichtung befangen, vergesse ich, Eilenberger um eine kurze Widmung im Rezensionsexemplar seiner Liebeserklärung ans Ruhrgebiet zu bitten. Als mir das, mittlerweile auf dem Weg zum Bahnhof, einfällt, kehre ich um und sehe ihn zwischen den Menschen in den Abend schlendern – so gemütlich, als wäre die Antwort auf die Frage «Wie weiter?» gar nicht drängend.

Chiffren für die Einsamkeit

Pia Reinacher

Botho Strauss: Nicht mehr. Mehr nicht. Chiffren für sie. Hanser. 160 S., Fr. 29.90

Botho Strauss' neues Buch wirkt wie ein Findling aus fernen Epochen in literarischen Zeiten, in denen schlichte Plots, eindimensionale Sprache und eingängige Figurenzeichnung Mode geworden sind. Schon der Titel ist enigmatisch: «Nicht mehr. Mehr nicht. Chiffren für sie». Störrisch, wie der deutsche Schriftsteller und Dramatiker immer war, wirft er ein Textgebilde in den Ring, das wenig mit den gegenwärtigen Literaturproduktionen zu tun haben möchte: mehrdimensional, nicht immer fassbar, keineswegs linear erzählt, mit Assoziationen aufgeladen. Formal ist das Buch weder Prosa noch Lyrik, sondern ein Zwitter: ein Prosagedicht in der Tradition der französischen Romantik. Ein Textgebilde ohne Reim und Vers-Trennung. Eigentlich müsste der Text laut rezitiert werden. Die suggestive Wirkung ist verblüffend: Es ist ein kreisendes, lautmalerisches, somnambu-



Effekt des halluzinativ Bezwingenden: Autor Strauss.

les Sprechen, das den Leser in eine Art Trance versetzt. Man muss sich das Lesen vorstellen wie das Hören von Maurice Ravels «Gaspard de la nuit» – einlullendes Klangerlebnis in den subtilsten Schattierungen. Das schmale Buch eignet sich gerade darum für den zeitlich kurz

angebundenen Leser: Man kann ein paar Seiten lesen und es wieder weglegen. Der Effekt des halluzinativ Bezwingenden stellt sich sofort wieder ein.

Trick des Geschlechtswechsels

Ein Tabubruch liegt in der Rollenbesetzung: Das lyrische Ich, das zum Leser spricht, ist eine Frau. Auf dem inhaltlichen Feld wird Strauss allerdings schnörkellos zeitgemäss: Die Frau im Mittelpunkt, Gertrud Vormweg, wurde von ihrem Mann, Lionardo, verlassen. Ihre Klage gilt dem brüskten Abschied, dem Gefühl der

was es mit dem Titel auf sich hat: «Nicht mehr. Mehr nicht» meint den Zustand der Leidenden, deren gemeinsames Leben mit dem Mann entschwindet. Er zielt auf die Besessenheit von der Trauer, von der sie nicht loskommt. Eine Fixierung auf den Kummer, den die plötzliche Zäsur erzeugt. Alles erinnert an den Mann, der gegangen ist: «Von seiner Kälte der Abwesenheit beschlägt die Pupille. Als sie sieht, dass die Kuhle auf dem weichen Leder gut erhalten blieb, nach Wochen noch durchzuckt es ihren Leib, der eben noch, dort, eben noch den Mann ins Polster drückte.»

Dient dieser Trick des Geschlechtswechsels der Maskierung und Distanzierung des Autor-Ichs? Der gleitende Wechsel der Erzählperspektiven gehört nämlich ebenso zum Erzählkonzept. Bald spricht die Frau als «Ich» zum Leser, dann wieder ist sie eine fremde «Sie», von der uns der Autor wie von weit weg erzählt. Das ist wohl eine kalkulierte Strategie dieses Poems der Trauer, dieser literarischen Chiffren für die Einsamkeit, dieses Epitaphs auf ein omnipräsentes Zeitgefühl. Botho Strauss spricht zum Leser über ein allgegenwärtiges, aber tabuisiertes Gefühl: spielerisch, poetisch, vor allem aber beiläufig. «Sprechen, und nicht tönen» will er. Das ist ihm gelungen.

Es ist ein lautmalerisches, somnambules Sprechen, das den Leser in eine Art Trance versetzt.

Verlassenheit, der Kälte der Einsamkeit. Die Frau ist erregt, fassungslos, zornig, als er das Ende des gemeinsamen Lebens verkündet. «Un cœur perfide. Der Mann mit dem schlechten Charakter» heisst es einmal glasklar. Und ebenso untergründig spöttisch: «Ein wohlgesetztes Präteritum gehört in meinen Augen zum Verführerischsten, was die Kunst des Erzählens zu bieten hat.» Klar wird auch bald,





Suche nach fundierten wissenschaftlichen Ergebnissen: Autorin Nguyen-Kim.

Hürdenreiche Wahrheitsfindung

Herbert Cerutti

Mai Thi Nguyen-Kim: Die kleinste gemeinsame Wirklichkeit. Wahr, falsch, plausibel? Die grössten Streitfragen wissenschaftlich geprüft. Droemer. 368 S., Fr. 29.90

Dreissig Jahre alt und frisch ausgerüstet mit einem Dokortitel in Chemie, erhielt Mai Thi Nguyen-Kim 2017 ein attraktives Angebot als Laborleiterin bei BASF. «Die zunehmend verschwimmende Grenze zwischen Fakten und Meinungen, die Informations- und Desinformationsüberflutung in den sozialen Medien und die scheinbar unerschütterliche Realitätsfeindlichkeit mancher Menschen», so Nguyen-Kim, seien jedoch für sie kaum mehr auszuhalten gewesen, wie sie im Vorwort zu ihrem neusten Buch, «Die kleinste gemeinsame Wirklichkeit», schreibt.

Sie entschloss sich zu einer Karriere in der Wissenschaftskommunikation, um aktiv im gesellschaftlich wichtigen Dialog über den Wahrheitsgehalt wesentlicher aktueller Themen mitzumischen und mitzureden. Sie

wurde Wissenschaftsjournalistin und Fernsehmoderatorin bei ARD und ZDF. Wie gut sie in nur vier Jahren ihre Berufung lebte, zeigt die bereits umfangreiche Liste an Preisen und Auszeichnungen, insbesondere die Mitgliedschaft im Senat der Max-Planck-Gesellschaft und nicht zuletzt das Bundesverdienstkreuz.

Heisse Eisen

Die Buchkapitel zeugen von sehr viel Mut, denn sie betreffen heissdiskutierte und oftmals auch in wissenschaftlichen Kreisen umstrittene Themen: die Legalisierung von Drogen; Videospiele und Gewalt; den Gender Pay Gap; die unerklärlichen Lohnunterschiede zwischen Männer und

Das Buch ist mit seinen oftmals komplexen Gedankengängen keine Ferienlektüre.

Frauen; Big Pharma versus alternative Medizin; die Sicherheit von Impfungen; die Erbllichkeit von Intelligenz und Fragen wie: Warum denken Frauen und Männer unterschiedlich? Sind Tierversuche ethisch vertretbar?

Alles Themen, von denen jedes für sich ein eigenes Buch beanspruchen könnte. Wie Nguyen-Kim diesen Berg verpackt, ist bester Wissen-

schaftsjournalismus. Sie lockert die schwere Kost mit Anekdoten und überraschenden Fakten auf, Sachverhalte werden mit grafischen Illustrationen von Ivonne Schulze visualisiert, Fangfragen machen neugierig. Auch begleitet die Autorin zuweilen ihr Erstaunen mit saloppen Worten wie «ei, ei, ei!, joa, auw, case closed, verdammt schwie-



rig, da krieg ich echt Ausschlag». Beim Thema alternative Medizin schlüpft ihr betreffend die vermeintliche Wirksamkeit der Globuli sogar ein «werde ich einfach verarscht» in die Tasten.

Umstrittene Aggressionsforschung

Das Buch ist mit seinen oftmals komplexen Gedankengängen keine Ferienlektüre. Hilfreich beim Verdauen sind die zahlreichen Boxen, in denen Sachverhalte übersichtlich gegliedert werden, zum Beispiel wissenschaftlich fundierte Richtlinien für einen sicheren Cannabiskonsum, der Buss-Perry-Aggressionsfragebogen, klinische Studien, das Thema Heilpraktiker und die Frage, warum der Corona-Impfstoff so schnell da war, Belastungen bei Tierversuchen, 24 Fakten zum Klimawandel. Wer sich noch gründlicher mit den diskutierten Fragen auseinandersetzen will, findet in den Anmerkungen auf zwanzig engbedruckten Seiten die im Buch zitierten Quellen.

Ein Beispiel, wie die Autorin recherchiert und argumentiert: Zum Thema Videospiele und Gewalt startet sie mit einer Grafik aus den USA, die von 1996 bis 2011 eine Zunahme beim Konsum gewaltvoller Videospiele um gut das Sechsfache, bei Jugendgewalt jedoch eine Ver-

Eine Verweigerung verunmöglicht letztlich eine fruchtbare Diskussion.

ringung auf einen Achtel zeigt. Während nun etliche Fachleute frohlocken, dass hier also kein kausaler Zusammenhang bestehe, beharren andere auf der Meinung, dass ohne gewaltvolle Videospiele die Kurve der Gewalt noch stärker gesunken wäre.

Nguyen-Kim diskutiert ausführlich die Problematik der psychologischen Aggressionsforschung, wo sich oftmals Studienergebnisse in weiteren Versuchen nicht bestätigen lassen. Dies nicht zuletzt, weil sich Befragungen und Verhaltensstudien sehr unterschiedlich konzipieren lassen und die Relevanz der jeweiligen Resultate von den Fachleuten recht subjektiv interpretiert werden kann.

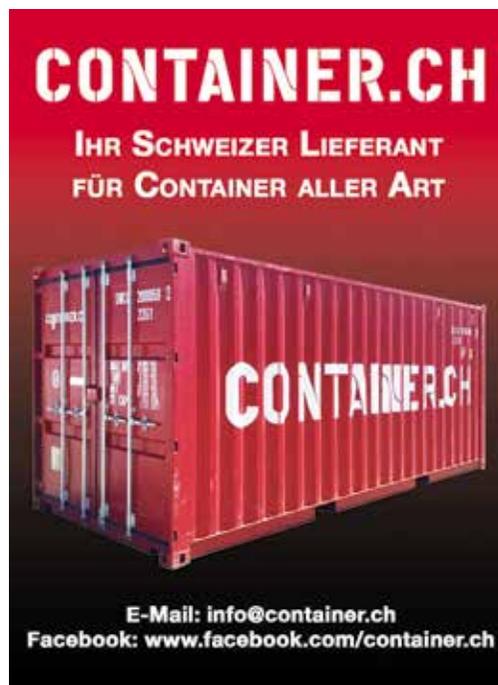
Eine Übersicht von 136 Studien mit insgesamt 130 296 Probanden zeigte 2010, dass gewaltvolle Spiele zu vermehrten aggressiven Gedanken und Taten führen. Das Pro-Video-Spiel-Lager kam 2015 jedoch in einer Analyse von 101 Studien mit insgesamt 106 070 Teilnehmern zum Schluss, dass eine Erhöhung von Aggressionen durch gewaltvolle Videospiele minimal sei und in der echten Welt ausserhalb des Labors keinerlei Bedeutung habe.

Eine Statistikerin der Stanford University war von der Diskrepanz der beiden Analysen irritiert und unterzog diese einer Nachanalyse. Obwohl die Verfasser der zwei Ana-

lysen zu sehr unterschiedlichen Folgerungen kamen, waren die Daten gar nicht so unterschiedlich und der negative Effekt winzig bis irrelevant. Anstatt sich mit grossem Aufwand solcher wenig ergiebiger Forschung zu widmen, wäre es sehr viel nützlicher, herauszufinden, ob und inwiefern Faktoren wie soziale und familiäre Stabilität, Wohlstand und Bildung dem beobachteten Rückgang der Gewalt zugrunde liegen. Hier Verbesserungen zu erzielen, ist indes sehr viel komplizierter als ein allfälliges Verbot gewaltvoller Videospiele.

Nicht weniger, aber besser streiten

Die Autorin kommt in ihrem Buch zum Schluss, den oftmals gehässigen Diskussionen in den einzelnen Themen liege sowohl ein falsches Wissenschaftsverständnis als auch eine wachsende Cancel-Culture zugrunde. Wissen bedeute nicht, dass man sich zu hundert



Prozent sicher sei, sondern dass man über genügend Fakten verfüge, um eine begründete Meinung zu haben. Und die Cancel-Culture bekämpfe jede ihr nicht genehme Kritik, rechtfertige aber im Namen der Meinungsfreiheit noch so fragwürdige Standpunkte.

Eine prinzipielle Verweigerung, abweichende Argumente überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, verunmöglicht letztlich eine fruchtbare Diskussion. Dass man zum Klimawandel, zur Drogenpolitik und zu Tierversuchen unterschiedliche Meinungen haben kann, ist berechtigt. Man sollte aber bei aller persönlichen Präferenz doch nach der kleinsten gemeinsamen Wirklichkeit suchen, nach den unbestreitbaren Fakten und fundierten wissenschaftlichen Ergebnissen. Wissenschaftlichkeit heisst, nicht weniger, sondern besser zu streiten.



Die Bibel Bitter

Mit bitteren Kräutern hat er mich gesättigt, mit Wermut hat er meinen Durst gestillt (Klagelieder 3,15). – Die nicht sonderlich bekannten Klagelieder beweinen die Zerstörung Jerusalems und des Tempels. Im dritten der fünf durchgestalteten Gedichte denkt einer angesichts des Debakels über den Zorn Gottes nach: Gott selber habe ihm bitteren Wermut zu trinken gegeben. Der bittere Geschmack mancher Pflanzen ist eine Abwehr gegen Fressfeinde. Hier ist Artemisia absinthium gemeint.

Daraus wurden in der Neuzeit mit Anis und Fenchel Liköre hergestellt, die wegen des vermeintlich gefährlichen Giftes Thujon verboten wurden. Das hat sich als Irrtum erwiesen. Wahr ist indessen, dass Wermut und andere Bitterstoffe massvoll genossen werden sollten. Viele Bitterstoffe sind Heilmittel. Schon Hippokrates und Hildegard von Bingen empfahlen Bitterkräuter gegen bestimmte innere Leiden. Heute beruht ein Drittel aller pflanzlichen Heilmittel auf bitteren Zutaten. In den kultivierten Gemüsesorten wurde der Bitterstoff möglichst weggezüchtet, während Wildpflanzen und alte Sorten noch hohe Bittergehalte aufweisen. Der moderne Mensch mag es lieber süss und gerne mit Geschmacksverstärker. Bittere Substanzen versucht er sich ebenso lustorientiert vom Leib zu halten wie bittere Erfahrungen. Aber sie gehören zum Leben und bringen uns weiter. So war es im alten Israel, und so war es in der Schweiz. Gott selber verabreicht Wermut, und manche Bitterkräuter sind heilsam. Das Austilgen aller Bitternis könnte daher noch bitterer enden. Schon jetzt sind ärmere Menschen wegen der übertriebenen Corona-Massnahmen tiefer in die Armut gerutscht. Und schon jetzt bahnen sich Verwerfungen an als Folge der Schuldenberge, welche die bittere Rezession abwenden sollten. Es wäre klug, unverbittert darüber nachzudenken.

Peter Ruch

Kollektive Teufelsaustreibung

Eine neu entdeckte Live-Version von John Coltranes Jahrhundertalbum «A Love Supreme» verwandelt das musikalische Gebet in einen wütenden Aufschrei.

Peter Kemper

John Coltrane: A Love Supreme. Live in Seattle. Impulse. CD 06024 3849997

Es gibt wohl keinen Jazzmusiker im 20. Jahrhundert, der in so kurzer Zeit eine so rasante und zugleich radikale künstlerische Entwicklung durchlaufen hat wie der Saxofonist John Coltrane. Seine ganze Karriere war eine Folge von Häutungen: Hatte er einen Stil erst einmal erforscht, war dieser für ihn uninteressant geworden, und er wandte sich – oft zum Leidwesen seiner Fans und der Jazzkritik – etwas Neuem zu. Coltrane war ein Suchender aus Passion. Trotz aller nostalgischen Verklärung gilt er noch immer als die «Ein-Mann-Universität des modernen Jazz». Zugleich bleibt er ein Mensch mit vielen Gesichtern. Bestimmte Schlagworte kehren in seiner Beschreibung immer wieder: Prophet, Hohepriester, Wahrsager, Fackelträger. Doch die Wesensmerkmale seiner Musik lassen sich eher in Begriffen wie Integrität, Wahrhaftigkeit, Reinheit, kurzum: als Moralität begreifen.

Manisches Üben

Wenn eine Qualität Coltranes Spiel charakterisiert, dann ist es Hingabe. Der scheue, verschlossene Junge «erwarb» sich sein Genie erst durch manisches Üben. Zeitzeugen berichten einhellig: Wenn er nicht spielte, übte Coltrane, und wenn er nicht übte, dann las er. Coltrane war das Musterbeispiel für den heute so geschätzten Typ des lebenslang Lernenden. Der Sänger und Gitarrist David Crosby erinnert sich an ein Konzert, bei dem Coltrane sein Solo beendete, indem er einfach von der Bühne ging, ohne aber mit seinem Spiel aufzuhören. Als McCoy Tyner an der Reihe war, spielte Coltrane in der Garderobe während des gesamten Klaviersolos einfach weiter und kehrte dann – immer noch spielend – auf die Bühne zurück. Die Szene wirkte damals auf Crosby, als folge Coltrane einem inneren Antrieb, der ihm verbot, mit dem Saxofonspiel aufzuhören. In seiner 21-jährigen Karriere – vom namenlosen Mitglied einer Militärband 1946 auf Hawaii bis zur Vaterfigur des Free Jazz 1967 in

New York – stellte er den Jazz vom Kopf auf die Füße, oder besser: auf die Knie eines Betenden.

Kein anderes Coltrane-Album ist bis heute so leidenschaftlich diskutiert und analysiert worden wie «A Love Supreme». Es wird von Menschen in aller Welt geliebt, die oft nicht das geringste Interesse an Jazz haben. «A Love Supreme» kann als schmerzlicher Akt der Selbstfindung im Transzendenten verstanden werden. Als demütige Huldigung an den «Höchsten» hatte Coltrane das Stück konzipiert. Nicht zufällig rekurriert er in den *liner notes* des Albums auf seine Errettung sieben Jahre zuvor aus dem Jammertal seiner Drogensucht: «Im Jahr 1957 erlebte ich durch die Gnade Gottes ein spirituelles Erweckerlebnis, das mich zu einem reicheren, tieferen, schöpferischen Leben führen sollte.»

Die Komposition ist als eines jener seltenen Kunstwerke gewürdigt worden, das – ähnlich wie die Sixtinische Kapelle, die Kathedrale von Chartres oder Bachs «Matthäus-Passion» – selbst einer religiösen Erfahrung gleichkommt. Mit «A Love Supreme» schlug Coltrane in zahllosen Hörern eine übersinnliche Saite an, derer sie sich zuvor oft gar nicht bewusst gewesen waren. Längst hatte er Albert Aylers Credo verinnerlicht: «Es geht nicht länger um Noten, es geht um Sound.» Dieses paradoxe Ideal eines reinen Sounds, dem er in den Folgejahren mit

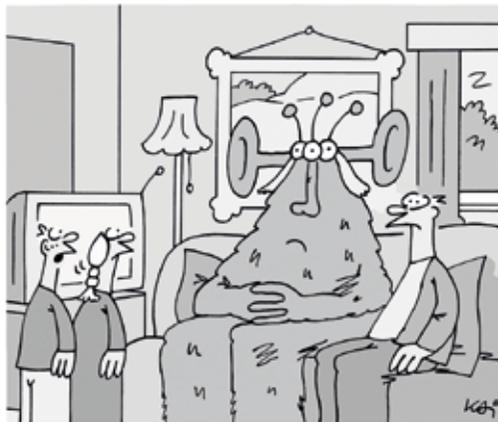
immer grösserer Radikalität nacheifern sollte, findet in «A Love Supreme» seinen wohl tiefsten, weil harmonisch gebändigten Ausdruck. Eingespielt an einem einzigen Tag im Dezember 1964, erschienen im Januar 1965, wirkt «A Love Supreme» heute zeitlos und generationsübergreifend.

Epische Eigenkompositionen

Nur eine Live-Aufnahme des ikonischen Albums war bis heute bekannt: Am 26. Juni 1965 führte das John Coltrane Quartet mit McCoy Tyner, Jimmy Garrison und Elvin Jones die Suite auf dem Festival Mondial du Jazz d'Antibes in Südfrankreich auf. Doch dann entdeckten Rechercheure von Impulse Records Ende 2020 eine weitere, ungleich aufregendere Live-Version, die Coltrane im Septett – ergänzt um den zweiten Saxofonisten Pharoah Sanders, den Bassisten Donald Garrett und den Altsaxofonisten Carlos Ward – im Oktober 1965 in einem kleinen Jazzklub in Seattle eingespielt hatte. Wie kam es zu dem sensationellen Fund?

Die Coltrane-Formation befand sich damals in einem aufregenden Umbruch: Es gab kaum noch Jazzstandards im Programm, epische Eigenkompositionen von 35 Minuten Länge und mehr bestimmten die Konzerte. In seinen Improvisationen löste sich Coltrane mehr und mehr von Harmonien, Akkordfolgen und Skalen und gehorchte allein der intuitiven Logik von Energieströmen. Er reagierte damit auf den unruhigen Zeitgeist in den USA, auf die Kämpfe des erstarkenden Civil Rights Movement, die immer wieder aufflammenden Unruhen in den Städten, auf die rebellische Jugendkultur, die neben den Beatles, Bob Dylan und James Brown eben auch John Coltrane hörte.

Als der Kritiker Leonard Feather im *Down Beat* Ende 1964 etwas spöttisch feststellte, dass «die ergebenste Anhängerschaft von Coltrane aus jungen Leuten besteht, die musikalisch ungebildet erscheinen», antwortete ihm Coltrane: «Das Einzige, was für mich zählt, ist ihre emotionale Reaktion. Es geht vor allem um ein Gefühl der Kommunikation und nicht darum, dass man genau versteht, was ich mache.» Doch nicht



„Vielleicht hättest du bei 'Frauentausch' nicht 'Entfernung egal' ankreuzen dürfen, Papa.“



Schmerzlicher Akt der Selbstfindung: Saxofonist Coltrane.

alle in Coltranes Band waren mit dem neuen musikalischen Freiheitsideal des Saxofonisten einverstanden: Ende 1965 gab es das Quartett schon nicht mehr. Nacheinander waren Tyner und Jones ausgestiegen; nur Garrison blieb, um Coltrane bei seinem ekstatischen Himmelfahrtskommando zu unterstützen.

Während der Konzerte in San Francisco Mitte September waren zum ersten Mal mit Pharoah Sanders und Donald Garrett zwei neue Musiker zum klassischen Quartett gestossen. Sanders erklärte später: «Ich hatte schon lange, bevor mich John einlud, in seine Gruppe einzusteigen, aufgehört, über Harmonien zu improvisieren. Sie schränkten mich in meinen Gefühlen und in meinem Rhythmus zu sehr

ein.» Das Publikum, noch an die sanftere, modale Spielweise des «klassischen» Quartetts gewöhnt, war jetzt nicht selten überfordert. Zu intensiv wirkte die Musik.

Während Coltranes anschliessender Konzertreihe im «Penthouse Club» in Seattle entstanden zunächst zwei Schallplatten: Der Auftritt des Sextetts vom Donnerstag, dem 30. September, kam später als Doppelalbum heraus. Am Morgen des 1. Oktober hatte Coltrane für seine Band zudem einen Termin in den Camelot Sound Studios von Jan Kurtis gebucht. Das Ergebnis dieser Session erschien unter dem Titel «Om» als Album und enthält mit seiner 29-minütigen Kollektivimprovisation eine der radikalsten Tondichtungen Coltranes. Das Konzert am

Samstagabend war das letzte während des einwöchigen Engagements, und Joe Brazil, ein lokaler Saxofonist, Musiklehrer und Freund Coltranes, beschloss spontan, auch diesen Abend auf dem klubeigenen Equipment mitzuschneiden. Niemand wusste, dass Coltrane eine völlig neue, radikal freie Lesart seiner berühmten «A Love Supreme»-Suite präsentieren würde – mehr als doppelt so lang wie das Original.

Für fast sechs Dekaden hielt Brazil diese Aufnahme unter Verschluss, spielte sie nur einigen wenigen Freunden und Studenten vor, wenn sie bei ihm zu Hause auf Besuch waren. Nach seinem Tod im Jahr 2008 machten erste Gerüchte die Runde, es gebe da noch eine historisch bedeutsame Neufassung von Coltranes

«Es geht vor allem um ein Gefühl und nicht darum, dass man genau versteht, was ich mache.»

berühmtester Komposition – und was für eine! Das Kontemplative des Originals wird hier atomisiert. Vor allem das Saxofon von Sanders wirkt wie ein menschenfreundlicher Flammenwerfer, der für einen Flächenbrand der Gefühle sorgt und Coltrane immer wieder in den Feuersturm der Noten hineinzieht. Sanders ist hier der musikalische Herausforderer, den Coltrane sich immer wünschte und von dem er nicht nur musikalisch, sondern hörbar auch spirituell profitiert.

Innerlichkeit des Ausdrucks

Die melodischen Konturen der vier Sätze von «A Love Supreme» bleiben zwar noch erahnbar, verglühen aber alsbald in den *high energy*-Klangbögen der Saxofone. Nicht selten erreichen sie die Grenze des Spielbaren und überwinden sie im erlösenden Schrei. Garrison und Garrett teilen sich das Bassspiel auf: Während Garrison meist in den unteren Registern seine berühmten Blockakkorde zupft oder zum Bogen greift, hält sich Garrett zumeist in den oberen Tonlagen auf. Elvin Jones entwickelt jetzt auf seinem Schlagzeug-Set ein wahres Donnerröllen, spielt nicht selten mit äusserster Kraft und knallt den Bläsern krachende Tom-Tom-Akzente um die Ohren – als ginge es um eine kollektive Teufelsaustreibung. Allein Tyners Klavierspiel rückt dabei ein wenig in den Hintergrund.

Im hymnischen Schlusssatz «Psalm» klingt Coltranes Saxofon dann wie ein versunkenes Gebet. Er findet hier zu einer Innerlichkeit des Ausdrucks, die wohl niemanden kaltlässt. Vielleicht bewegen uns die Saxofonsoli des späten John Coltrane – und davon legt diese «A Love Supreme»-Version beredtes Zeugnis ab – noch heute so stark, weil wir in ihnen unsere eigenen Hoffnungen und Ängste, unsere Kämpfe gegen Selbstzufriedenheit und unsere vergebliche Suche nach irdischer Erlösung erkennen.

Film

Dem Tier die Ehre erweisen

Christoph Egger

Wild – Jäger und Sammler (CH 2021)

Dokumentarfilm von Mario Theus. Mit Urs Biffiger, Pirmina Caminada, Andreas Käslin.

Wild wie: der Jäger und das Wild? Wild wie: Wildhüterin, wild wie: Wilderer? Der Bündner Forstingenieur und Tierfilmer Mario Theus, der sich sein Metier beim Gefäss «Netz Natur» von SRF angeeignet hat und selbst auf die Jagd geht, will in seinem Film alle drei Bereiche ansprechen, und daneben durchaus auch Ungereimtheiten beim Fleischkonsum und Töten. Er erinnert sich an den Satz seines Professors: «Nur ein totes Reh ist ein gutes Reh.» Das war natürlich auf die Verbisschäden gemünzt, wie auch die Bündner Wildhüterin Pirmina Caminada sagt: Die Jagd in ihrem Kanton sei «grundsätzlich zur Regulation des Schalenwilds» bestimmt. Das schliesst nicht aus, dass wir sie später mit ihrer Tochter ein selbstgeschossenes Murmeltier verspeisen sehen.

Anders als etwa Alice Agneskirchner, die mit ihrem Dokumentarfilm «Auf der Jagd» (2017) eine Auslegeordnung der Situation in Deutschland unternahm (und dafür von professioneller Seite vornehmlich Schelte, von Kritik und Publikum dagegen viel Lob erhielt), scheint Theus, durch die Wahl seines Titels, auch noch auf weiter entfernt liegende Bereiche zu zielen. Allerdings bleibt dieses «Wilde» dann doch etwas im Ungefähren. Greifbar wird hingegen die Faszination der Jagd als Zustand der Erregung angesichts der Beute, als Erfahrung des Ausgesetztseins in widerborstiger Natur und des Einsseins mit ihr – und zuletzt angesichts des Todes, den man über ein Lebewesen gebracht hat.

Faszination Tier, Faszination Jagd

Am schönsten bringt der Nidwaldner Bauer und Jäger Andreas Käslin diese Ambivalenz zum Ausdruck. Seinen Kindern erklärt er, weshalb der toten Gams ein Tannenreis ins Maul gesteckt wird: damit deren Seele auf dem Weg in den Himmel noch etwas zum Fressen habe. Und als ihn auf dem Weg nach Hause im Auto eines der grösseren Mädchen fragt, was denn «Ehrfurcht» bedeute, sagt er, das «heisst eigentlich, man ist ein bisschen anständig».

Dieser Anstand dem Tier gegenüber, das man zu töten beabsichtigt und das man getötet hat, prägt die ganze Argumentation des Films. Das gilt eben auch für das Nutzvieh, dessen «Seele» sich an einer Kuh erweist, die gar nicht wegwill von der Blache, hinter der ein Kalb auf den Abtransport zum Metzger wartet. Eindrücklich schliesslich die

Sequenz, in der die Wildhüterin einen kleinen Buben (der Sohn des Filmemachers?), der bloss stumm und mit weit aufgerissenen Augen vor der toten Hirschkuh steht – sichtlich im Bewusstsein, etwas Unerhörtem beizuwohnen –, eindringlich darauf aufmerksam macht, wie schön das Tier sei; es zu streicheln, wagt er nicht.

Auf nochmals andere Weise ist der dritte von Theus' Gewährsleuten den Tieren verfallen. Sehen wir den Nidwaldner auf der Gamsjagd, so widmet sich der Walliser Urs Biffiger hier den Hirschen – denen der einstige Wilderer heute aber nur noch mit der Kamera nachstellt, mit beeindruckenden Resultaten. Er scheint geradezu verwachsen mit Wild und Wald; köstlich etwa, wie er aus der Tiefe des Waldbodens plötzlich die reinste Speisekammer hervorzaubert: ein Deckelfass mit Joghurt, seiner Leibspeise, Trockenfleisch, Milch, Whisky...

Er kann von einzigartigen Begegnungen mit Hirschen erzählen, aber ganz gern hätte man auch etwas zu seiner Vergangenheit erfahren. Eigenartig die Szene bei ihm zu Hause, wo die Kamera offensichtlich einen fixen Bildausschnitt zugewiesen bekommen hat, in dem er dann einen (kleinen?, unverfänglichen?) Teil seiner Sammlung an gefiederten, bepelzten, horntragenden Trophäen präsentiert, nicht zu vergessen die Menge an gewaltigen Geweihstangen.

Ungewöhnliches Schauspiel

An ihm erschliesst sich der Sammler des Titels, aber auch Mario Theus scheint diesbezüglich unterwegs zu sein. Gleich zu Beginn nagelt er eine neue Trophäe an die Aussenwand seiner

Jagdhütte im Calancatal; sehr viel mächtiger wird dann am Schluss das Geweih eines kapitalen Hirschstiers sein, den er im Wallis nach einem Rivalenkampf tot vorgefunden hat.

Diese Trophäenwand wird zur Bühne eines ungewöhnlichen Schauspiels, wenn die Nachtsichtkamera riesengross die Schatten eines Hirschrudels auf die Fassade wirft, wobei eine Hirschkuh die Gebeine ihrer Artgenossen von ganz nah inspiziert. Und zum

Dieser Anstand dem Tier gegenüber, das man zu töten beabsichtigt, prägt die ganze Argumentation.

Eindrücklichsten, das der Film überhaupt zu bieten hat, gehört die bezaubernde Sequenz, in der der unglückselige «Problembär» JJ3 geradezu selbstvergessen nachts im Schnee herumtollt und mit der blinkenden Lampe spielt, die er vom Zaun heruntergeholt hat, der ihn von ein paar Bienenstöcken fernhalten sollte.

Wie wenig wir über das wilde Wesen der Wildtiere wissen, zeigen immer wieder Foto- und Videofallen. Urs Biffiger hat die Sequenzen beigesteuert, die illustrieren, wie «seine» Hirsche eine für sie präparierte Suhle erst gekonnt nach ihren Bedürfnissen formen, dann in Besitz nehmen, um sie, strikt geschlechter- und altersmässig getrennt, zum ausgelassenen Badeplausch zu nutzen. Eine filmisch-erzählerisch hübsche Vignette ist die Geschichte vom Schneehasen, dessen Spur der Autor und sein Vater folgen, und deren Pointe darin besteht, dass die Jäger ihn nicht finden – wohl aber die Kamera, die ihn in seinem Versteck zeigt.



Beute: Nidwaldner Andreas Käslin.



Skurriles, Bizarres, Groteskes: Anjelica Bette Fellini, Bill Murray und Elisabeth Moss (v.l.) in «The French Dispatch».

Film

Buntes Wimmel-Lust-Spiel

Wolfram Knorr

The French Dispatch (D, F, USA 2021)
Von Wes Anderson. Mit Bill Murray, Léa Seydoux, Frances McDormand, Owen Wilson etc.

Wenn er ruft, kommen sie alle. Egal, wie marginal und winzig ihre Rolle und ihr Auftritt auch sein mögen; egal, ob sie sprechen oder nur beiläufig von der Kamera aufgegriffen werden – Schauspieler beiderlei Geschlechts lassen sich gerne ins schrullige Weltbild des Cineasten Wes Anderson einfügen. Denn der gebürtige Amerikaner, seit «The Royal Tenenbaums» (2001) ein spleeniger Meister des «Abstrusianismus» («The Grand Budapest Hotel», 2014), ist zurzeit der mit Abstand gefragteste Exzentriker, dessen «Beutestücke des Fantastischen» (Cocoteau) bei der gehobenen Mimenklientel höchstes Ansehen geniessen. Kein Wunder also, dass die sich kaum bitten lassen muss, wenn der Cineasten-Schelm einen neuen Spleen in petto hat. Auch im jüngsten Streich «The French Dispatch» kann sich folglich die Liste wieder sehen lassen: von Bill Murray (Andersons Stammschauspieler) über Benicio Del Toro, Léa Seydoux, Timothée Chalamet, Frances McDormand, Mathieu Amalric bis zu Tilda Swinton, Jeffrey Wright, Owen Wilson, Adrien Brody, Liev Schreiber, Christoph Waltz, Willem Dafoe und so weiter. Anjelica Huston ist auch dabei, wenn auch nur als Voiceover.

Bei aller Üppigkeitslust, die sich ja nicht nur in der Besetzung manifestiert, sondern auch im Setting, im Dekor, in der Requisite, der Optik,

im Hang zu Kulissenspielereien und Labyrinthischem – treppauf, treppab, Türen, Gänge, Zellen, Hallen –, geht inzwischen auch manchem dieser Manierismus auf die Nerven. Anderson, so die Kritik, verfähre immer nach dem gleichen Muster: Skurriles, Bizarres, Groteskes, vom Dekor bis zu den Figuren, wie vom feinsten Trödel ausgesucht und dann originalitätssüchtig arrangiert. Den handelnden oder besser gehandelten Personen werde nie Charakter zugestanden; sie seien auch nur Objekte dieser reinen Oberflächen-Setz-Spielereien, und das führe zu Ermüdung.

Nicht ganz falsch, aber das ist halt Andersons Stil; und auf den muss man sich einlassen oder es bleiben lassen. An «The French Dispatch», einer Hommage ans legendäre Magazin *The*

Drumherum reiht Anderson noch satte Cameo-Auftritte und üppig ausgestattete Häuser und Strassen.

New Yorker, könnte rumgemeckert werden, vor allem am Ensemble, das bis zum Überdross zerleuchtet wirkt, weil es aufs Abseitige und Komische derart hingetrimmt wurde, dass man den Witz kaum noch wahrnimmt. Andersons Hang zu Wimmel-Lust-Spielen wird in dieser nostalgischen Hymne auf den Printjournalismus ein wenig überstrapaziert. Ennui-sur-Blasé heisst das fiktive französische Nest, das zugleich die Ausmasse von Paris hat und die Redaktion des *French Dispatch* beherbergt, eines Ablegers der Zeitung *Liberty*, *Kansas Evening Star*, gegründet von Arthur Howitzer Jr., verkörpert von Bill Murray. Jahrzehntelang hat er das Blatt geleitet und ist 1975 gestorben. Seine Mitarbeiter erinnern sich an drei grosse Geschichten, die in drei Kapiteln (plus Pro-

log und Epilog), aufgeschlagen werden wie die Ressorts einer Zeitung.

Da ist einmal die Kunstkritikerin J.K.L. Berensen (Tilda Swinton), die ihre Geschichte über den gefährlich malenden Mörder Moses Rosenthaler (Benicio del Toro) erzählt, für den die Gefängniswärterin Simone (Léa Seydoux) als Aktmodell und Muse fungiert. Die zweite Episode gehört der Autorin Lucinda Kremenz (Frances McDormand), die sich so intensiv in die Szene der Studentenrevolte von Ennui-sur-Blasé begibt, dass sie eine Affäre mit Studentenfürher Zeffirelli (Timothée Chalamet) eingeht. Im dritten «Ressort» geht's um den Food-Autor Roebuck Wright (Jeffrey Wright), der – eine Art James Baldwin – in einem TV-Gespräch von seinem Versuch erzählt, den ungewöhnlichen Polizeichef Nescafier (Steve Park) zu interviewen, dessen Aufgabe es war, die Flics mit Spezialnahrung zu versorgen. Anschliessend erlebt er noch mit, wie der Filius des Kommissars (Mathieu Amalric) entführt wird.

Letzter grosser Spleen

Natürlich sind die ausführlich-kuriosen Storys nur das Rückgrat, drumherum reiht Anderson noch satte Cameo-Auftritte und bis ins kleinste Detail üppig ausgestattete Räume, Büros, Häuser und Strassen, in denen es abwechselnd zugeht wie in einem Jacques-Tati-Film und einem Puppenhaus. Ästhetisch ist «The French Dispatch» gestaltet wie das legendäre *New Yorker*-Magazin mit seiner unverwechselbaren Typografie, den Cartoons und den Titelbildern. Eine Zeitung, die sich gegen Häppchenjournalismus und die Social-Media-Kultur behauptet. Die Printkultur als letzter grosser Spleen, das ist schon prima, aber eben, jedermanns Sache ist das nicht und bleibt schnell aussen vor – in Andersons Märchen.



Fotografie Über den Moment hinaus

Angelika Maass

Peter Pfrunder mit Teresa Gruber (Hg.):
99 Fotografien. Lars Müller Publishers /
Fotostiftung Schweiz. 232 S., Fr. 45.–

Peter Pfrunder: Bild für Bild.
Eine Geschichte der Fotostiftung Schweiz.
Lars Müller Publishers / Fotostiftung
Schweiz. 126 S., Fr. 25.–

Der Auftakt ist beschwingt: ein junges Mädchen in tänzerischer Bewegung. Mantel, Rock und Haare fliegen, Kopf und Blick jemandem oder etwas ausserhalb des Bildes zugewandt. Im Hintergrund der Strasse Baugruben, eng aneinander geduckte Häuser, darüber eine gotische Kathedrale. Ein junger Mensch, beflügelt, vor einer öde wirkenden Stadtlandschaft. Schwungvoll geht es mit dem nächsten Bild weiter, farbig nun und inszeniert: zwei sich kreuzende Wege im Londoner Hyde Park, wo drei Nannys – blaues Kleid, weisse Schürze, weisses Häubchen, jede mit ihrem Kinderwagen – aufeinandertreffen. Auf sie zu und ins Bild hinein steuert die Hauptfigur, auch sie mit Kinderwagen, dynamisch frech mit ihrer hennaroten Mähne und dem modischen Outfit in Rot und Goldorange.

Am Ende ist es ganz still. Still und intensiv. Das vorletzte Bild verkörpert elende Verhältnisse und lässt Schlimmes ahnen. Beim allerletzten steht die Stille unter dem positiven Vorzeichen höchster spiritueller Kraft: zweimal das Gesicht des Dalai Lama aus unmittelbarer Nähe, konzentriert, die Augen geschlossen. Viel geht in ihm vor, was es ist, bleibt Geheimnis.

Zwischen den Fotografien von Anita Niesz, 1956 im französischen Troyes entstanden, Peter Knapps Modeaufnahme für die *British Vogue* von 1971, den Juden in Krakau, die Roman Vishniac 1938 festgehalten hat, und dem meditierenden Dalai Lama in Klausur 2004 im indischen Dharamsala, mit den teilnehmenden Augen von Manuel Bauer gesehen, liegen buchstäblich Welten und 95 Bilder mehr. Alle zusammen fügen sich zu einem ungewöhnlichen, faszinierenden Bildband, der zum fünfzigjährigen Bestehen der Fotostiftung Schweiz erschienen ist. Ein Buch für alle, denen fotografische Bilder etwas bedeuten, über den Moment hinaus; für alle, die sich auf das Wagnis des Bilderlesens einlassen, der Ausdruckskraft der Bilder nachspüren möchten.

«Dem Schauen und Sehen Raum geben»: Das ist die Absicht von Peter Pfrunder, dem langjährigen Direktor der Fotostiftung Schweiz, der «99 Fotografien» herausgegeben hat, in

«Slowakische Nachtigall»: Koloratursopranistin Gruberova.

Nachruf Grossmächtige Koloraturprinzessin

Manuel Brug

Keine war wie Edita Gruberova, weder vom Temperament, noch von der Allüre, dem Können, der Disziplin und dem Mut her. 51 Jahre hat ihre Laufbahn als Koloratursopranistin gedauert! Klar, da gab es auch etwas rostigere Tage im langanhaltenden Karriereherbst, aber selbst dann gelangen ihr Läufe und ins Mezzavoce zurückgenommene Spitzentöne wie eben keiner anderen: so leicht, so leuchtend, so kristallklar.

Dabei hatte Edita Gruberova, ungarischer wie deutscher Abstammung, geboren 1946 in Bratislava, eine scheussliche Jugend mit einem alkoholkranken Vater gehabt, in einem sozialistischen Land, in dem der Mangel regierte, in dem 1968 keiner auf eine Debütantin als «My Fair Lady»-Eliza gewartet hatte. 1971 verliess sie mit fast nichts die damalige Tschechoslowakei im Linienbus nach Wien, wo sie einen lumpigen Anfängervertrag an der Staatsoper hatte.

Irgendwann fand der alte, mürrische Karl Böhm Gefallen an der Dreissigjährigen und setzte sie 1976 als Zerbinetta in «Ariadne auf Naxos» durch. Und die Gruberova hatte eine Lebensrolle als grossmächtige Koloraturprinzessin gefunden. 2009 sang sie sie dort zum hundertsten und letzten Mal. Schon 1978 hatte in Wien eine legendäre «Lucia di Lammermoor»-Premiere ihren Starstatus zementiert.

Edita Gruberova sang perfekt, in Sphären, in denen die Luft dünn ist. Sie aber schaffte es stets, auch dort oben noch schwerelos

immer neue, staunenswerte Salti zu drehen. Und immer war da die Sehnsucht nach dem noch perfekteren Moment. Edita Gruberova hat für die Karriere sehr viel gegeben. Ihr depressiver Mann brachte sich um, mit den Töchtern war die Beziehung schwierig. Als eine von ihnen als Statistin am Opernhaus Zürich verunglückte, kündigte sie dort wutschnaubend die Zusammenarbeit auf. Bei den Salzburger Festspielen wollte sie – vergeblich – unlieb-same Kritiker aussperren lassen.

Alles trug ihre Handschrift

In Grossbritannien, Amerika, auch in Italien kam sie nie recht an, also sang sie dort nicht mehr. Deutschland, Wien, Zürich (wo sie wohnte), Barcelona oder Japan, zuletzt China: Das waren die Arenen, in denen die Gruberova bis zum allerletzten Spitzenton ihre grössten Triumphe feierte. Mit sehr besonderen Frisuren und Roben – alles trug ihre Handschrift in diesem seltsam-grandiosen Primadonnen-Zirkus.

Obwohl sie, erlebte man sie einmal fröhlich und leutselig, auch bescheiden und sehr bodenständig sein konnte. Die strengsten aller Dirigenten wollten sie, Herbert von Karajan, Nikolaus Harnoncourt, Carlos Kleiber, mit dem sie sich akribisch ihre erste «Traviata» erarbeitete. In ihren Vierzigern startete Edita Gruberova erst richtig durch. Sie erfand sich als Künstlerin, ja als Tragödin auf allerhöchstem, nämlich humanem Niveau im Belcanto-Repertoire neu, das nun extra für sie inszeniert wurde.

Sie konnte, wollte lange nicht aufhören. Der Mensch war irgendwann hinter dem von ihren Anhängern unverbrüchlich begehrten Idol verschwunden. Am 18. Oktober ist Edita Gruberova 74-jährig in Zürich gestorben.



Aus der Zeit genommene Momente: Gert Fröbe beim Dreh von «Es geschah am hellichten Tag».

Zusammenarbeit mit Teresa Gruber und sieben weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Fotostiftung, welche ihrerseits für knapp die Hälfte der bildbegleitenden Texte verantwortlich zeichnen. Die 99 Werke von Fotografinnen und Fotografen, die in der Sammlung der Stiftung besonders gut vertreten sind, werden in freier, abwechslungsreicher Folge präsentiert, damit sich die Betrachter in völliger Aufmerksamkeit der jeweiligen Bildwirklichkeit hingeben können. Die reicht von der

«Dem Schauen und Sehen Raum geben»: Das ist die Absicht des langjährigen Direktors.

Mitte des 19. Jahrhunderts – einer Daguerreotypie aus dem Atelier der Schweizer Fotopioniere Taeschler – bis ins Jahr 2016 und zu einem von Jean-Luc Cramattes «Culs de ferme», bauernhöfischen Unorten. Sechs Generationen liegen zwischen dem ältesten Fotografen und dem jüngsten, dem 1983 geborenen Dominic Nahr, unglaublich bildsicher, hautnah an Konflikten arbeitend, hier mit einer Aufnahme aus Fukushima (2012) vertreten. Lauter stillgelegte, aus der Zeit genommene Momente.

Absolutes Dream-Team

Der Bildband ist in jeder Hinsicht empfehlenswert, egal, ob man eine der über 300 immer berührenden, immer anregenden Ausstellungen der Fotostiftung je besucht hat. Auch Kenner dürfte die Auswahl überraschen; und zwischen grossen und kleinen Namen wird so wieso kein Unterschied gemacht. Alles sagt: Das geht dich an. Der Bildband ist die eine, der Textband die andere Publikation zum Ju-

biläum der Fotostiftung. Wer sich nur ein bisschen dafür interessiert, wie aus Leidenschaft, Begeisterung und dem Spürsinn einiger weniger im Laufe eines halben Jahrhunderts ein nationales Kompetenzzentrum für Fotografie erwuchs, darf sich auf spannende Lektüre freuen. Peter Pfrunder ist auch hier der Autor – klug, kompetent und sehr loyal, auch im Detail nie den Blick aufs Ganze verlierend.

Das zeigt sich in jedem der vierzehn Kapitel, im Prolog und im von Verantwortung und Zuversicht geprägten Epilog. Der Prolog ist auf den 4. Mai 2021 datiert, den Tag, an dem sich die Gründung der Stiftung für die Photographie zum 50. Mal jährte. Ohne einen einzigen Rappen war sie nach mehrjähriger Vorlaufzeit in Zürich ins Leben gerufen worden, von Walter Binder und Rosellina Burri-Bischof und ihren Mitstreitern. Aber sie musste sich erst noch selbst erfinden. Auf sich und die Bedeutung des fotografischen Schaffens aufmerksam machen; Erfolge verzeichnen wie den ersten grossen Auftritt im Kunsthaus Zürich, mit einer Übersichtsschau, die danach 23 Jahre durch die Welt reiste; im Auf und Ab bestehen; nach der Trennung vom Kunsthaus 1997 einen neuen Ort suchen – und nach dem Rücktritt von Gründungspionier Binder einen neuen Direktor.

Man fand: Peter Pfrunder. Man fand auch: Martin Gasser. Beide zusammen, Direktor und Konservator, waren bis zu Gassers Pensionierung 2018 ein absolutes Dream-Team. Und den neuen Ort? Den fand man dank eines Millionencoups der Volkart-Stiftung in Winterthur, wo die Fotostiftung seit 2003, Seite an Seite mit dem Fotomuseum, zu Hause ist und «einen schwindelerregenden Berg von Bildern» betreibt.

Jazz

Den Augenblick gestalten

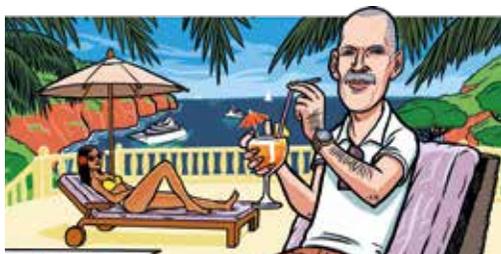
Peter Rüedi

Craig Taborn: Shadow Plays.
Live im Wiener Konzerthaus. EMC.

Craig Taborn, geboren 1970 in Detroit und aufgewachsen in den Suburbs von Minneapolis, ist in mehrfacher Hinsicht ein Aussenseiter. Er ist ein Afroamerikaner mit heller Haut und rotem Haar, ein Albino, und er ist ein scheuer Mensch und hasst es, sich selbst zu inszenieren. So gilt er zwar Kennern und zumal Musikern als einer der zurzeit kreativsten und eigenständigsten Jazzpianisten. Dem breiteren Publikum aber ist er relativ wenig bekannt – trotz seines immensen Könnens und seines unverkennbar scharfen Profils. Trotz seiner Vielseitigkeit auch. Er ist nicht nur ein Pianoflüsterer von ausgesuchter Subtilität und mit einem genialen Sinn für Hallräume, Obertöne und Kontraste (in den dynamischen Möglichkeiten des Pianofortes, in den Tonlagen zwischen jenseitig klingelnden seren hohen Arpeggios und dramatischen Akkorden oder gestanzten einfachen Melodielinien im Bass, zwischen Sparsamkeit und Überschwang). Er experimentiert gelegentlich auch mit elektronischem Material, erstaunlich für einen so in die Klangmaterie des akustischen Flügels vertieften Improvisator. Auf den wie auf kaum einen der Begriff eines *instant composer* zutrifft. «Anstatt einfach frei fließen zu lassen, wenn ich mich von Punkt A nach Punkt B bewege, versuche ich wirklich, das Material zu konstruieren und zu organisieren, während es entsteht.»

Taborn ist tatsächlich ein ebenso formbewusster wie spontaner Improvisator. Jetzt ist bei ECM der Mitschnitt eines Solokonzerts im Wiener Konzerthaus erschienen, zehn Jahre nach dem ersten Soloalbum («Avenging Angel»). Reissen die Solokonzerte von Keith Jarrett (zumindest die frühen) den Zuhörer via magische Überwältigung in einem Stream of Consciousness mit, ist Taborn eher der Konstrukteur, der von einzelnen Miniaturen ausgeht und deren Potenzial entwickelt und formt, immer auch in Hinblick auf die Metaarchitektur des Konzerts. Mir scheint, dabei gehe er nicht von Emotionen aus – sie sind das Resultat dieser Musik. Die ist mal näher, mal ferner zu dem, was wir uns unter Jazz vorstellen. Am Ende des Wiener Rezitals hinterlässt uns jedenfalls eine Art Ballade mit dem Titel «Now in Hope» sprachlos. In ihr wird Schönheit immer wieder beschworen, und immer wieder zerbröckelt sie. Schmerzlich und sehnsuchtsvoll. Und genial. Wie dieses Konzert insgesamt.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Kraftwerk

Mark van Huissing

Vor kurzem war ich in Berlin, endlich mal wieder. Und zum ersten Mal im sogenannten neuen Flughafen BER Berlin Brandenburg. Ich schreibe nur: Dieser wurde vor zirka zwanzig Jahren geplant, man merkt es. Vor dem Gebäude standen ganze vier Taxis. Einen Grund für die Unterzahl erfuhr ich spätestens, als ich das empfehlenswerte «Scandic»-Hotel beim Potsdamer Platz erreichte, die fast stündige Fahrt kostete 65 Euro (oder das Dreifache dessen, was man vom «alten» Flughafen Tegel her zahlte). Mit dem öffentlichen Verkehr – Deutsche Bahn bis Hauptbahnhof – dauert es zwanzig Minuten und kostet 3 Euro. Ich hätte nicht gedacht, dass ich mal zur Nutzung der unzuverlässigen DB raten würde.

Ausserdem wurde Peter Thiel der Frank-Schirmmacher-Preis 2021 überreicht; mit dieser Auszeichnung zum Gedenken an den 2014 verstorbenen deutschen Journalisten und Essayisten werden Persönlichkeiten für herausragende Leistungen zum Verständnis des Zeitgeschehens geehrt (ich bin mit dem Stiftungsratspräsidenten bekannt). Thiel, ein amerikanischer Investor, Unternehmer und Autor, ist *Weltwoche*-Leserinnen und -Lesern bekannt, Gespräche mit ihm erschienen bereits in dieser Zeitschrift. Für die, die's vergessen haben: Der aus Deutschland Stammende war Mitgründer des Digital-Bezahlunternehmens Paypal und einer der ersten Kapitalgeber von Mark Zuckerberg beziehungsweise von dessen sozialem Netzwerk Facebook.

Der 53-Jährige erscheint widersprüchlich, auch das macht ihn interessant – er beschreibt sich als Libertären, wurde aber dank grosser Geschäfte der Software-Plattformherstellerin

Palantir, an der er beteiligt ist, mit dem Auslandsgeheimdienst Amerikas, der CIA, zum Milliardär. Weiter sei er dagegen, dass der Staat Macht über seine Bürger habe; er war aber Delegierter von Donald Trump, dem er 1,25 Millionen Dollar für den Wahlkampf gespendet haben soll, danach Berater des *strongman*-Präsidenten. Seine Rede, eine der besseren, die Ihr Kolumnist bisher an solchen Veranstaltungen gehört hat, urteilte streng über Deutschland (sie war überschrieben mit «Deutsche Poesie reicht nicht»).

Anschliessend fuhr ich ins Kraftwerk, das ehemalige Heizkraftwerk Mitte, wo 2006 der Techno-Klub «Tresor» eröffnet wurde; «ein einzigartiger Raum voller Energie» steht auf der Website, das trifft es. Jetzt finden dort Veranstaltungen statt, etwa die Reihe «Berlin Atonal präsentiert Metabolic Rift». An diesem Abend trat das Moritz von Oswald Trio auf (featuring Laurel Halo und Heinrich Köbberling). Falls der Entwurf unklar sein sollte: Wir haben es mit wenig mehrheitsfähiger Musik zu tun, *electronica meets jazz*, mit 17 628 monatlichen Hörern bei Spotify. Davon ging ein ansehnlicher Teil ans Konzert, im «Moods» in Zürich wäre es ein Gig vor zirka 76 Leuten gewesen (Gästeliste inklusive). Die Performance (fussend auf dem jüngsten Album «Dissent») war super. Ich schreibe «Performance» weil's kein Frontalkonzert war, sondern weil die Musiker von einer Erhöhung aus die ganze Halle bespielten, mehr wie ein DJ.

Von Oswald *me rappelle ma jeunesse*, ich war ein Fan der Band Palais Schaumburg, bei der er mitmachte, vor allem «Parlez-vous Schaumburg» von 1984 hatte es MvH schwer angetan. Beim

Peter Thiels Rede war überschrieben mit «Deutsche Poesie reicht nicht».

erneuten Hören kam ich heute zum Schluss, leider, das Album lasse sich nur, im mildesten Lichte betrachtet, als «irgendwie hörensenswert» beschreiben. Wie die grosse Mehrheit des Musikschaffens der 1980er Jahre, nebenbei erwähnt – in den 1970er oder auch 1990er Jahren erschien viel mehr, das einen dauerhaften Eintrag im Archiv verdient, finde ich.

Doch von Oswald, ein Ururenkel Otto von Bismarcks (mütterlicherseits; der Vater, ein Hamburger Kaufmann, war reich) hat seinen

Weg längst gefunden beziehungsweise mehr als genug gute Musik gespielt und produziert, dass man über das Frühwerk den Mantel des Vergessens legen darf – anfangs als Maurizio, später mit Thomas Fehlmann, einem Schweizer, nur zum Sagen, oder Mark Ernestus (Tresor-Records respektive Basic Channel und Chain Reaction).

Am Tag danach war ich im «Borchardt» Tagliatelle mit Pfifferlingen essen, das Restaurant ist immer einen Besuch wert. Und die Stadt verdient einen Flughafen, der funktioniert. Oder wenigstens wieder den alten.



UNTEN DURCH Etagenferien

Linus Reichlin

Ich bin gerade auf Kreta in einer Ferienwohnungsanlage, deren Bungalows hierarchisch auf drei Etagen angeordnet sind. Auf der untersten Etage sind die Balkone winzig, aber das macht nichts, denn wegen des hier sehr lauten Strassenlärms möchte man sowieso nicht auf dem Balkon sitzen. Auch die Schlafzimmer in diesen Bungalows sind sehr klein, aber auch das macht nichts, da wegen des Strassenlärms sowieso keiner schlafen kann. Auf dieser Etage wohnen folglich jugendliche Touristen, die sich die mittlere oder oberste Etage nicht leisten können und die über Drogen verfügen, die es ihnen ermöglichen, sieben Tage ohne Schlaf und Meerblick zu überstehen.

Auf der mittleren Etage wohnen Ehepaare mit kleinen Kindern. Die Schlafzimmer in diesen mittleren Bungalows sind grösser, aber das nützt einem nichts, denn sie sind vollgestopft mit Kinderbetten. Auch die Balkone sind grösser, aber vollgestopft mit verwilderten Katzen, die von den Kindern dummerweise gefüttert werden. Erträglich ist das Leben nur auf der

obersten Etage, wo die Bungalows zweistöckig sind, damit man auf der riesigen Dachterrasse die Kinder, die Katzen, die Jugendlichen und die Strasse nicht sieht. Die Schlafzimmer gehen nach hinten raus und verfügen über Schallschutzfenster und Kingsize-Boxspring-Betten. Auf diesen liegen arrivierte Ehepaare höheren Alters, die versuchen, sich an den Sex zu erinnern, den sie früher in den Ferien hatten. Vielleicht empfinden sie es auch als ein wenig ungerecht, dass sie auf einem so grossen, komfortablen Bett keinen Sex haben, während die Jugendlichen auf der untersten Etage in schmalen Einzelbetten zu dritt aufeinanderliegen müssen. Auf der mittleren Etage wiederum gibt es relativ grosse sogenannte Elternbetten, die zum Koitus einladen, der aber nie stattfindet, weil, wenn man Kinder hat, immer etwas dazwischenkommt.

Würde zwischen den Etagen eine soziale Kommunikation stattfinden, könnte man Deals aushandeln. Die Jugendlichen von der untersten Etage könnten den Eltern von der mittleren Etage anbieten, eine Stunde lang mit den Kindern zum Strand zu gehen, damit die Eltern in dieser Zeit noch ein Kind zeugen können. Im Gegenzug würden die Eltern, während sie mit den bereits vorhandenen Kindern die minoischen Paläste von Knossos besichtigen, den Jugendlichen das Elternbett für ein Nickerchen zur Verfügung stellen. Die Herrschaften von der obersten Etage haben allerdings kein Interesse an Deals. Das ist das Problem, wenn man ganz oben ist: Man braucht von anderen nichts mehr. Man hat zwar ein schlechtes Gewissen, weil die anderen unter so erbärmlichen Umständen ihre Ferien verbringen müssen – aber bei jeder Veränderung dieser Umstände kann man selbst nur verlieren.

Das weiss ich, weil ich selbst auf der obersten Etage wohne, verdientermassen, denn ich habe hart dafür gearbeitet. Ich habe mich im Lauf meines Lebens von ganz unten auf die Dachterrasse hochgeschuftet. Als ich zum ersten Mal in Kreta Ferien machte, wohnte ich in einem Zimmer über einer Diskothek: Die ganze Nacht «By the rivers of Babylon»! Ich stopfte mir griechisches Toilettenpapier in die Ohren und sagte mir: Du musst da raus! Du musst es in eine Bungalow-Siedlung in der Bucht von Kalo Chorio schaffen! Ich sah auf der Strandpromenade die englischen Touristen in ihren gebügelten Shorts, mit ihren weissen Strohhüten und ihren

kretischen Ziegenledersandalen: So würdevoll wollte ich auch eines Tages auf der Promenade herumlaufen. Ich wollte wie diese Engländer ein Tourist werden, vor dem die Griechen Respekt hatten und zu dem sie nicht, wie zu mir, voller Verachtung sagten: «You use too much toilet paper!» Und jetzt, wo ich es ganz nach oben geschafft habe, ist es meine tiefe Überzeugung, dass verdammt noch mal jeder auf seiner Etage bleiben sollte!



FAST VERLIEBT

Nur ein Name

Claudia Schumacher

Als meine Freundin mir aufgeregt das Glas nachfüllt – ihre Tante hat frischen Brombeerlikör gemacht –, sagt sie: «Dann kam er mir damit, dass es doch nur ein Name sei.» Sie bricht sich ein grosses Stück dunkle Schokolade ab und leert ihr Gläschen schon wieder in einem Zug.

Sie und ihr Verlobter haben in letzter Zeit nicht nur das pandemiebedingte Verschieben ihrer Hochzeit gemeinsam überstanden, sondern auch eine Kündigung und die ernste Erkrankung eines Elternteils. Nun aber sieht es aus, als würde mindestens einer der zwei wenige Monate vor der im Schnee geplanten Winterhochzeit kalte Füsse bekommen: Sie müssen noch den Familiennamen wählen.

Am liebsten wäre ihr die Lösung eines Doppelnamens, sagt sie. Dann könne man das Problem ans Kind auslagern. Ich muss lachen. Ihr Nachname klingt so ähnlich wie «Radebrecher». Seiner so ähnlich wie «Seitenstecher»: Bei der Wahl zwischen Pest und Cholera kann man sich doch unmöglich freiwillig für beides entscheiden.

«Was?» fragt meine Freundin ein wenig giftig in mein Lachen hinein. «Nichts», be-

hauptete ich brav. «Na, es geht ja eh nicht», erklärt sie mir. Sie und ihr Freund könnten sich nach Schweizer Recht zwar im Alltag Radebrecher-Seitenstecher nennen (sie sagt es ohne Wimpernzucken), dem Kind könne man aber nur einen der beiden Namen geben.

In unserem Umfeld nehmen immer noch die meisten Frauen bei der Hochzeit den Nachnamen des Mannes an. Einige Frauen behaupten dann schuldbewusst-entschuldigend, es sei eine geschmackliche Entscheidung gewesen. Nur seltsam, dass die Männer angeblich so oft die schöneren Nachnamen tragen.

«Stell dir vor, wir nehmen seinen Namen, bekommen dann aber eine Tochter», sagt meine Freundin. «Ich predige ihr, dass Frauen so stark sind wie Männer – aber in Wahrheit ordnet sich Mama automatisch Papa unter, wenn es darauf ankommt.» Ich nicke, sage aber auch, sie solle sich die Szene einmal umgekehrt vorstellen: Ihr Verlobter sitzt jetzt bei einem Freund und sagt, er könne seinem künftigen Sohn nicht in die Augen sehen, wenn er den Namen seiner Frau annehme. «Dann wäre er ein Arsch», sagt sie unverblümt.

Um meine Freundin an diesem Abend vor einer Likörvergiftung zu schützen, schlage ich vor, sie und ihr Zukünftiger sollten per Münze entscheiden. «Haben wir schon», sagt sie. – «Und?» – «Es kam mein Name dabei raus.» – «Dann ist doch gut!» – «Tja», sagt sie und klingt etwas bitter: «Nur konnte er sich danach nicht mehr an seine eigenen Worte erinnern, von wegen < nur ein Name > und so.» Plötzlich habe er darauf bestanden, die Entscheidung zu vertagen. Etwas so Wichtiges, das auch die geplanten Kinder betreffe, könne man doch nicht von einem Münzwurf abhängig machen. Sie hebt ihr Likörfäschchen. «Noch einen?», fragt sie. Ich nicke.





FRAUEN Adele

Es konnte nicht ausbleiben, dass Adele auf dem Cover der November-Vogue landen würde. Seit 2018 hatte man nichts mehr von ihr gehört. Jetzt harrt neues Material der Veröffentlichung, und sie selbst hat sich von einer pummeligen Londoner Lokalmatadorin zu einem ausgewachsenen Hollywoodstar entwickelt.

Da ist sie jetzt, schlank und schön, ein geeignetes Sujet für ein Vogue-Porträt, in dem sie «sich freimütig äussert über ihre Mutterschaft, Ängste, Trennung und Scheidung sowie darüber, wie sie sich darauf vorbereitet, wieder berühmt zu sein». Es fällt schwer, Adele nicht zu mögen: In der immer nobleren Welt der Popmusik ist sie eine Vertreterin der Arbeiterklasse, und in einem Metier, in dem von Sängerinnen erwartet wird, dass sie hypersexualisiert sind, hat sie es allein dank ihrer grossen Stimme geschafft. Dass ich von dieser einmal behauptet habe, sie klinge «wie eine Elchkuh mit den übelsten prämenstruellen Spannungen aller Zeiten», ist hier nicht von Belang. Die Kritikerin Jillian Mapes schrieb, sie gehöre «zu den ersten übergewichtigen weiblichen kulturellen Grössen, die die höchsten Stufen kommerziellen Erfolgs erreicht haben, ohne unterwegs ständig wegen ihrer Fettleibigkeit gehänselt worden zu sein».

Es kommt einem vor, als hätte es sie immer schon gegeben; so rasch ihr Aufstieg war, so solid ist ihr Erfolg. 2017 galt sie als reichste Musikerin unter dreissig in Grossbritannien und als neunzehnt-reichste Musikerin weltweit. Sie hat einen Sohn, ihre Scheidung verlief anständig, und ihr Freund ist noch reicher als sie. Damit widerspricht sie dem Klischee von der geplagten Diva, wonach jede Frau, die grosses Talent, grosse Schönheit oder grossen Erfolg hat, zwangsläufig ein schlimmes Ende nehmen muss. Mit drei- unddreissig ist Adele der seltene Fall einer Frau, die wirklich alles hat.

Julie Burchill

WAS MACHT EIGENTLICH?

Peter Jacques

Bei Peter Jacques (86) leuchten die Sterne nach wie vor so hell wie auf dem Walk of Fame.



«Im richtigen Moment, am richtigen Ort»: Jazzer Jacques.

Er hat den Swing im Blut und das Leuchten in den Augen. Wenn sich Peter Jacques an den schwarzen Flügel in seinem Tonstudio im zürcherischen Ebmatingen setzt, erwachen längst vergangene Zeiten zu neuem Leben – als die Samstagabendshows im Fernsehen zum Pflichtprogramm gehörten und Moderatoren wie Joachim Fuchsberger, Hans-Joachim Kulenkampff oder Kurt Felix in jedem Wohnzimmer zu Hause waren.

Jacques blättert in einem Album, in dem alte Zeitungsausschnitte eingeklebt sind: «Dieser Artikel stammt aus Schweden. Ich war der erste Ausländer, der an den Stockholm-Festspielen im königlichen Garten spielen durfte.» Das war in den 1950er Jahren, als sich der Schweizer als Pianist in der internationalen Musikszene einen Namen machte und 1953 den ersten Preis als Solopianist am Jazzfestival Zürich gewann. Dass er danach in Schweden landete, war kein Zufall: «Dort bewegte man sich musikalisch auf einem weit höheren Niveau als im restlichen Europa.»

Der junge Künstler liess sich von dieser Atmosphäre inspirieren und entdeckte seine Fähigkeiten als Bandleader und Arrangeur. Wie weit

er es damit bringen sollte, lässt sich heute an den Wänden seines Tonstudios im Untergeschoss ablesen. Auf den Bildern ist er mit einigen der Grössten der Musik- und Showgeschichte zu sehen: Ennio Morricone, Oscar Peterson, Quincy Jones, Leonard Bernstein, Barbra Streisand.

In seiner Kindheit war Jacques mit der ganzen Härte des Lebens konfrontiert worden. Als Sohn einer Schweizerin und eines Russen wuchs er in Sudetendeutschland auf. «Wir hatten ein Klavier zu Hause, aber keinen Radioempfänger. Sonst wären wir vermutlich sofort verhaftet worden.» In den Kriegswirren wurde er in einem Lebertranfass in die Schweiz geschmuggelt: «Ich hatte viel Glück, aber noch heute wird mir übel, wenn ich Lebertran rieche», sagt er.

In Winterthur besuchte Jacques das Konservatorium, später entwickelte er sich zu einem der erfolgreichsten Jazzpianisten Europas. Er liess sich nach zehn Jahren Stockholm in München nieder, zog mit seiner Musik aber rund um den Globus: «Ich war bestimmt drei Viertel des Jahres unterwegs.»

Er muss sich nichts mehr beweisen

Eines der schönsten Kapitel seiner Laufbahn wurde in der Schweiz geschrieben: 1973 übernahm er zusammen mit Hans Moeckel die Leitung des legendären Unterhaltungsorchesters des Schweizer Radios DRS: «Ich war im richtigen Moment am richtigen Ort.» Es sollte ein Zustand von Nachhaltigkeit sein. Noch heute geht er seiner grossen Leidenschaft nach: «Ich werde in Deutschland und Österreich angefragt, wenn es um das Zusammenstellen von Arrangements geht.»

In der Schweiz stellt er eine Verarmung der Szene fest: «Universalmusiker wie zu unserer Zeit gib es kaum mehr.» Dafür werde die Technik immer wichtiger: «Mit den heutigen Hilfsmitteln kann ich aus Ihnen eine Sopransängerin oder einen Bassbariton machen – was Sie wünschen.»

Jacques lächelt, wenn er dies sagt. Selber muss er sich nichts mehr beweisen. Aber der Welt hat er noch sehr viel zu bieten: ganz viel schöne Musik.

Thomas Renggli

Gotthelfs Geist

Im schönen Riegelbau im unteren Emmental verkehrte auch der Schweizer Kultschriftsteller.



Anziehende Eleganz: Gasthof «Ochsen».

Seit 1801 ist der «Ochsen» in Lützelflüh in Betrieb. Lützelflüh? Genau, hier im unteren Emmental zwischen Langnau und Burgdorf wirkte Albert Bitzios, besser bekannt als Jeremias Gotthelf. Seinen Nom de Plume legte er sich zu, als er mit der Schriftstellerei begann: Die Hauptfigur seines ersten Romans, des autobiografischen «Bauern-Spiegels» (1837), nannte er, wie fortan sich selber als Autor auch, Jeremias Gotthelf.

Hier im Gasthof «Ochsen» in Lützelflühs Oberdorf, erzählt man, habe es sich Gotthelf manchmal in einem Nebenstübchen bequem gemacht. Er spitzte die Ohren – und vielleicht auch seinen Bleistift – und liess sich heimlich

von den Geschichten der Leute in der Beiz inspirieren. Sicher ist, dass Gotthelf oft im «Ochsen» verkehrte. Das Haus, das direkt an der Gotthelfstrasse liegt – in der Nähe befindet sich auch das Grab des Schweizer Kultschriftstellers (1797–1854) –, wirkt auf eine elegante, aber auch einfache Weise anziehend.

Die traditionelle Bauweise der Berner Bauernhäuser prägt auch den «Ochsen»: Das in dieser Gegend typische mächtige Halbwalmdach mit Bogenschild lässt jedem Durchreisenden das Herz aufgehen. Übrigens: Der eindruckliche Bogengiebel, umgangssprachlich auch «Ründe» genannt, sollte ursprünglich verhindern, dass starker Wind unter das Dach gelangt und das

Gebäude abdeckt. Da diese Stelle ausgesprochen gut vor der Witterung geschützt ist, wurden und werden die Ründen gerne bemalt. Auch auf jener des Riegelhauses in Lützelflüh befindet sich eine kleine, aber feine Verzierung.

Wer den Geist Gotthelfs noch einmal spüren will und im «Ochsen» einkehren möchte, hat noch bis Ende November Zeit, das zu tun. Dann schliesst der Gasthof. Man plant einen Umbau. Was genau mit dem «Ochsen» geschieht, soll in nächster Zeit entschieden werden. Im Moment bietet das Gasthaus Wanderern oder Ausflüglern neben einer kleinen Speisekarte in einem andern Gebäude auch Platz zum Übernachten.

Fischgenuss am Hafenbecken

Gasthof zur Sonne
Seestrasse 37, 8712 Stäfa
Tel. 043 477 10 10

Meerfische sind auch für die Anwohner der Schweizer Seen leichter und meist besser zubereitet erhältlich als die Fische aus den eigenen Gewässern. Aber es gibt Ausnahmen. Eine davon ist sicher der «Gasthof zur Sonne» in Stäfa. In dieser rechtsufrigen Zürichseege-
meinde gibt es auch noch zwei Berufsfischer – und einen in der Nachbargemeinde Männedorf –, die ihren Fang direkt verkaufen. Und, wie man hört, ist die Ausbeute in den letzten Jahren nicht schlecht.

Patricia und Cäsar Meyer bieten in ihrem wunderschönen alten Haus mit Blick auf die Stäfner Haab und den See Fischgerichte nach alter Familientradition und nach eigenen In-



spirationen. Das beginnt mit einer Zürichsee-Fischsuppe, einem Fischsalat (eingelegten Aletfilets) oder gebratenen Fischlebern – diese schmecken ganz ähnlich wie besonders zarte Kalbs- oder Geflügelleber – als Vorspeise. Gut gefielen uns aber auch die nur kurz angebratenen Tunfischfilets (Tataki) – für einmal nicht aus dem vor uns liegenden See – auf Avocadocrème, mit Melone, Wasabi und Miso. Bei den Hauptgängen stehen pochier-
te Felchenfilets an einer Räuschling-Kräu-

ter-Sauce auf dem Programm und gebratene Felchen, aber auch gebratene Eglifilets nach altem Familienrezept mit Kräutersauce. In einem solchen Restaurant müssen wir einfach die im Bierteig ausgebackenen Eglifilets mit Petersilienkartoffeln bestellen – und wir hatten sehr gut gewählt. So, wie sie sein sollen: knusprige Hülle, saftiger Kern!

Auf den Säulen

In einem Haus, das auch ein Hotel ist, sind selbstverständlich auch Alternativen zum Fisch im Angebot. Hier ist es ein Tafelspitz von einem Zürcher Oberländer Rind und ein Kalbskotelette aus der gleichen Region. Das Haus ist mit 14 Gault-Millau-Punkten ausgestattet, und die Plakette der Tafelgesellschaft zum Goldenen Fisch prangt an der Fassade. Wer rechtzeitig reserviert, kann sich einen Tisch auf der auf Säulen abgestützten Terrasse sichern!

WEIN/PETER RÜEDI

Nicht weniger als fabelhaft

**Zind-Humbrecht: Gewürztraminer AC
Roche Calcaire Bio 2018. 13%.**
Ullrich, Münchenstein. Fr. 29.50
www.ullrich.ch

Die Domaine Zind-Humbrecht, entstanden 1959 aus dem Zusammenschluss zweier Weinbaufamilien, führt heute den ökologischen Hochadel im Elsass an, sozusagen. Beide, Humbrecht mit Sitz in Guebenschwihr, Zind in Wintzenheim ansässig, brachten berühmte Weinberge, grosse Lagen in das zurzeit vierzig Hektar umfassende Joint Venture ein, dessen nicht weniger als vierzig Etiketten sich heute lesen wie eine Anthologie der elsässischen Grands Crus: Herrenweg in Turckheim, Clos Häuserer in Wintzenheim, Clos Saint Urbain Rangen de Thann, Brand in Turckheim, Clos Jebstal und Heimbouurg in Turckheim, Clos Windsbuhl in Hunawähr, nicht zu vergessen die Grands Crus Hengst in Wintzenheim und Goldert in Guebenschwihr.

Charismatischer Chef an der Spitze der heute 22 auf dem Betrieb beschäftigten Winzer ist Olivier Humbrecht, Weinbauer



in zwölfter Generation. Inbegriff eines *agricola doctus*, eines gelehrten Bauern, ist er auf engste mit den Terroirs der Domaine verbunden, mit der Natur insgesamt, ein sensibler Weinmacher im Keller und ein leidenschaftlicher Kenner der Materie weit über seine Gemarkungen hinaus: Olivier Humbrecht ist nicht nur ein akribischer Handwerker, er ist auch Frankreichs erster Master of Wine, eines Klubs, dessen Auszeichnung (MW) nach anspruchsvollsten Prüfungen eher Theoretiker und Weinvermittler als Praktiker und Winzer erlangen.

Seit 2002 arbeitet Zind-Humbrecht (man möchte sagen: naturgemäss) nach biodynamischen Grundsätzen, und Olivier ist heute Leitfigur eines an den Ideen von Rudolf Steiner orientierten Weinbaus. Schön und

gut, wird der geneigte Leser sagen, aber die Weine? Lösen die parterre solchen Überbau ein? Und ob. Zur Probe bieten wir keinen von Zind-Humbrechts Superstars auf, sondern einen Wein, welcher der Sorte nach eine elsässische Spezialität und Hausmarke ist, unter im Allgemeinen gegenüber Restsüsse eher skeptischen Schweizer Weinfreunden zunächst aber eher auf Widerstand stösst: einen Gewürztraminer mit 39,6 Gramm Restzucker. Er ist nicht weniger als fabelhaft. Neben der klassischen Aromatik (rosa Grapefruit, Litschi) exotische Anklänge, ein aufregendes Angebot an Gewürznoten, auch diskrete Rauchtöne. Vor allem aber entzückt er durch seine Finesse, sein Gleichgewicht, die Säure hält die Balance zur üppigen Frucht und zur Süsse.

Die wunderbare Frische (bei aller vermeintlich barocken Opulenz) verdankt sich zum einen den Kalkböden mehrerer Lagen und jüngeren, «deklassierten» Reben. «Stay as sweet as you are / Don't let a thing ever change you», möchten wir mit Nat King Cole der knochentrockenen Chasselas-Fraktion entgegenhalten.

Altersweisheiten

Der Moment, in dem man sich ein Rennrad kauft, ist ein Abschied. Unterwegs mit dem S-Works Roubaix.



Ab und zu benütze ich die Bahn oder das Tram, um irgendwo hinzukommen. Dies durchaus zum Erstaunen guter Freunde. Einer fragte mich, als ich irgendwo mit dem ÖV ankam, ob mir eine alte Frau geholfen habe, das Ticket zu lösen. Aber individuelle Mobilität sollte situationsgerecht, nicht ideologiegesteuert sein. Auch Autotester sollten Tramfahren können.

Auch wenn ich immer noch am liebsten am Steuer eines Motor- oder Elektrofahrzeugs sitze, weil das in den allermeisten Fällen die angenehmste und schnellste Art ist, von A nach B und wieder zurückzugelangen, bin ich seit einiger Zeit sogar mit dem Rennvelo unterwegs. Ich gebe allerdings zu, dass es mich ein wenig Überwindung gekostet hat. Nicht wegen der Reduktion von zwei auf vier Räder. Aber mit Ende vierzig, wenn sich unter dem straffsitzenden Radfahrertrikot abzeichnet, dass der Übergang vom Bauch zum Oberkörper nicht mehr gerade, sondern in einer sanften Welle verläuft, wird die Anschaffung eines Rennvelos zum Abschied von einer Lebensphase.

Mit einer neugewonnenen Ehrlichkeit mir selbst und – aufgrund der eng sitzenden Kleidung – auch meiner Umwelt gegenüber drehe ich nun also mit einem S-Works Roubaix meine Runden. Gutes Material sollte man sich in dieser Lebensphase leisten, mein Velo ist ein eigentliches Hightech-Gerät mit Scheibenbremsen, Leichtbaulaufrädern und einer elektronischen Schaltung vom Typ Sram eTap AXS. Sie lässt sich über eine App auf dem Smartphone konfigurieren und verfügt über eine eigene Firmware.

Ich wusste nicht, dass es so etwas überhaupt gibt, konnte immerhin aber schnell feststellen, dass ein Rennrad dieser Preis- und Qualitätsklasse hervorragend rollt. Und vor allem ist es für ein Hightech-Karbonvelo einigermaßen komfortabel. So wie man mit Ende vierzig nicht mehr in WG's leben sollte und seine Umzüge von professionellen Möbelpackern und nicht von Kollegen organisieren lässt, ist auch auf dem Velo ein gewisses Komfortniveau angebracht. Das Roubaix wurde für die legendären Kopfsteinpflaster des Rennens Paris–Roubaix entwickelt, es verfügt über eine stufenlos verstellbare Dämpfung in der Vordergabel sowie eine Pavé-Sattelstütze, die ebenfalls eine Federungsfunktion übernimmt.

Wenn ich nun gegen Abend – die Saison für solche Ausfahrten geht leider langsam zu Ende – von Zürich Richtung Westen der untergehenden Sonne entgegenfahre, über Oberengstringen, Oetwil an der Limmat nach Würenlos zum Beispiel, hat das ein wenig etwas vom einsam reitenden Cowboy. Ich höre meinen eigenen, schwerer werdenden Atem, das leise Surren des Kettenantriebs und das feine «Klack», das beim Schalten ertönt, und dann finde ich, fällt mir der Abschied von der langwährenden Jugend leicht.

S-Works Roubaix – Sram Red eTap AXS

Karbon-Rennrad; Grösse: 56; Gewicht: 7,57 kg; Sattelstütze: S-Works Pavé 30 mm; Bremsen: Sram Red HRD 160/160 mm; Schaltung: Sram Red eTap AXS 12 Gang; Vorbau: S-Works Future Stem mit GPS-Mount 100 mm; Lenker: S-Works Carbon Hover Drop 420 mm; Laufräder: Roval CLX 32 Disc; Reifen: S-Works Turbo Rapid Air 700 x 28C. Preis: Fr. 13 000.–



OBJEKT DER WOCHE

Asiatisches Fliegerfieber

Comac C919

Entwicklungsbudget: ca. 8,3 Milliarden Dollar

China ist anders. Während man im Westen über Flugbeschränkungen diskutiert, baut das Land der Mitte diesen Bereich massiv aus. In den letzten vier Jahren sind 43 neue Flughäfen entstanden, bis 2025 sollen noch dreissig hinzukommen. Der Ehrgeiz der Chinesen besteht auch darin, das «Monopol» in der Herstellung von Passagierflugzeugen zu durchbrechen. Airbus aus Frankreich und die amerikanische Boeing beherrschten diesen Markt bisher. Die chinesische Comac C919 schmiegt sich ihrer Konkurrenz nun fast schon charmant an. Das C soll das ABC (Airbus, Boeing, Comac) zu einem gleichwertigen Ganzen abrunden.

Die C919 ist die erste zweistrahlige Passagiermaschine der Chinesen, die vollständig in deren Land zusammengebaut wurde. Mit einem Budget von zirka 8,3 Milliarden Dollar entwickelt man das Flugzeug seit 2009. Es soll noch dieses Jahr die behördliche Zertifizierung erhalten. Der neue Flieger ist mit den Modellen seiner Mitstreiter – dem Airbus A320 und der Boeing 737 – zu vergleichen. Er bietet Platz für maximal 190 Fluggäste, ist 38,9 Meter lang und hat eine Spannweite von 35,8 Metern. Ziel der Commercial Aircraft Corporation of China (Comac) und ihrer C919 ist es zunächst, im Landesinnern die Flughöhe zu übernehmen. Experten gehen davon aus, dass sich die Firma mit der nächsten C919-Generation in zehn bis fünfzehn Jahren auch international durchsetzen wird.

Benjamin Bögli



Intelligenter wohnen:
Professorin Birgit Wilkes.



Mit-Initiant: Eugen Brunner,
Gründer von «WirSindZukunft».



«Ohne Verzicht geht es nicht»:
Professorin Teufel.



Endlich wieder einmal unterwegs:
Stanford-Dozent Ehrlich.



Eloquent Redner:
Patrick Dümmler von Avenir Suisse.



«Uns läuft die Zeit davon»:
Joschka Fischer, Polit-Idol der deutschen Grünen.

BEI DEN LEUTEN

Kluge Köpfe, Liebesbriefe

Beim Salon Public in Bern gingen Experten unter interessierte Laien und diskutierten über die Zukunft.

Deborah Neufeld

Abstakte Begriffe wie «Energiezukunft» mundgerecht aufzubereiten und die neusten Entwicklungen zum Thema Smart Home verständlich zu machen, das war die Mission des Wissenschaftsfestivals Salon Public, das am Samstag hunderte Zuschauer (trotz schönstem Herbstwetter) in den Berner Kursaal lockte. «Heute reden wir von alternativen Fakten und Fake News – da braucht es unabhängige Wissenschaftler und andere kluge Köpfe, die gewisse Entwicklungen faktenbasiert einordnen und populär erklären», erklärt Salon-Public-Gründer und Intendant Michel Pernet gegenüber Moderatorin Patrizia Laeri.

Zu diesen klugen Köpfen gehörten der New Yorker James Ehrlich, der über sich selbst versorgende Dörfer referierte, Peter Richner, der das «Nest», sein Forschungs- und Innovationsgebäude an der Empa, den Zuhörern näherbrachte, und auch Persönlichkeiten wie Iris Menn von Greenpeace Schweiz oder Trendforscherin Karin Frick vom Gottlieb-Duttweiler-Institut, die die Talk-Runden bereicherten. Der berühmteste Redner war Joschka Fischer. Der ehemalige Aussenminister Deutschlands

bezeichnete sich kurz nach den Wahlen zwar als «zufriedenen Menschen», doch gleichzeitig zeichnete er ein düsteres Bild: «Klimawandel wurde als abstrakte Gefahr an die Wand gemalt, für die wir noch viel Zeit haben», so der einstige Vizekanzler. «Doch uns läuft die Zeit davon.»

Mehr Zuversicht versprühte der Präsident des ETH-Rats, Michael Hengartner, der aufzeigte, was es für den Erfolg eines Netto-null-Ziels in dreissig Jahren alles braucht. «Wir müssen Gas geben – ohne Gas zu verbrennen.» Alles in allem sei es einer Generation aber noch nie so gut gegangen wie der jetzigen. «Gute Ideen brauchen halt ihre Zeit!»

An die Verantwortung jedes einzelnen appellierte die Wissenschaftsberaterin Stephanie Teufel. «Ohne Verzicht geht es nicht», sagte die Wahlschweizerin. Bei dem ganzen Ausblick machte einer dann einen schönen Rückblick. «Ich erinnere mich dreissig Jahre zurück», so Energie-Schweiz-Geschäftsführer Patrick Kutschera: «Da habe ich noch Liebesbriefe geschrieben, weil telefonieren zu teuer war.» Seine Frau Rachel ergänzte nach dem Podiumsgespräch: «Und ich habe sie alle noch.»



Starke Präsenz auf der Podiumsbühne:
Moderatorin Laeri.



Organisierten den Salon Public im Berner Kursaal:
Peter G. Kurath (l.) und Michel Pernet von der Zürcher Kommunikationsagentur Blofeld.



Grünere Welt:
Greenpeace-Direktorin Menn.



Interessierter Zuhörer:
V-Locker-CEO Jens Kirchhoff.



Zukunftstrends: Karin Frick vom
Gottlieb-Duttweiler-Institut.



Innovation: Christian Pfab,
Geschäftsführer von Swisspro.



Mit viel Zuversicht in Bern:
Michael Hengartner, Präsident des ETH-Rats.



Charmant: Patrick Kutschera, Geschäftsführer
«EnergieSchweiz», mit Gattin Rachel.

Metaphysik des Kommerzes



Das neue iPhone 13 hat viele raffinierte Features. Geliebt wird es aber wegen seines Designs.

Kaum ein Unternehmen hat Kunden mit einer innigeren Bindung zu seinen Produkten als der kalifornische Konzern Apple. Der Grund liegt im Design als Doktrin, während die Konkurrenz die Technologie als Dogma setzt. Walter Isaacson zeigte in seiner Biografie über Steve Jobs, dass der Apple-Gründer Wert auf die sorgfältige Verarbeitung selbst des Unsichtbaren legte. Das Innenleben

der Produkte habe schön zu sein, obwohl es nie jemand zu Gesicht bekommt. Der Kunsttheoretiker László F. Földényi schreibt vom «metaphysischen Blick»: Bei einer Untersuchung des Grabmals eines venezianischen Dogen soll der Schriftsteller John Ruskin bemängelt haben, dass der Stein einer Statue auf der für den Betrachter unsichtbaren Innenseite unbehauen war. Er erblickte darin eine Seelen-

losigkeit, weil nur auf die irdischen Betrachter, nicht aber auf den allsehenden Blick Gottes Rücksicht genommen worden war. Wer nur das Rationale sieht, sieht eben nur sich selbst. Leidenschaft bedeutet, das Heilige im Profanen zu sehen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Meine neue Freundin will ständig mit mir schlafen. Mir wird das alles ein bisschen zu viel. Soll ich ihr das mitteilen, mit dem Risiko, dass sie sich abgelehnt fühlt, oder soll ich mitmachen und hoffen, dass sich das Ganze bald legt?
W. G., Steffisburg

Auf keinen Fall sollten Sie den Sex einfach so über sich ergehen lassen, obwohl Sie eigentlich gar nicht wollen. Ihre Partnerin wird spüren, dass Sie nicht ganz bei der Sache sind, und nimmt es dann möglicherweise persönlicher, als sie es müsste.

Beim Sex ist es aber tatsächlich häufig so, dass sich eine Person abgelehnt fühlen könnte. Je ehrlicher man miteinander kommu-

niziert, desto höher ist die Chance, dass es gut kommt. Viele haben zu Beginn der Beziehung enorm viel Sex, man nennt das auch die Paarbildungsphase, weil alles noch unglaublich aufregend ist. Herz und Hirn nehmen dabei die Funktion eines Katalysators wahr und hinterlassen ein grosses Echo im Geschlecht. Man fühlt sich deswegen hochgradig erregt. Mit den Monaten und Jahren schwächt sich diese direkte Umwandlung aber tatsächlich ab.

Nun geht es aber nicht um Quantität, sondern um Qualität: Ich vergleiche es jeweils mit dem Sport. Je mehr man in einen Sport investiert, desto leichter und spassiger wird er. Also wie beim Joggen: Wenn man damit beginnt und einfach losrennt, ist es ermüdend.

Je mehr man aber seinen Rhythmus findet, desto mehr kommt man in den Flow.

So ist es auch als Paar: Irgendwann ist man in der Phase, in der man einfach *secklet* und ausser Atem kommt. Wenn man sich aber Zeit lässt, sein eigenes Tempo findet, verschiedenes ausprobiert, dann kommt der Flow und so auch der Genuss und die Lust.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Mike Schälchli

Als Präsident des EHC Kloten managt er verschiedene Krisen. Seit letztem Frühling mischt der 48-Jährige in der Klotener Politik mit.

Gelassen setzt sich Mike Schälchli an den Holztisch im Restaurant «Adlisberg» hoch über Zürich und bestellt: «Zürcher Geschnetzeltes und einen kleinen Menüsalat zur Vorspeise bitte.» Dann holt er ein Faltblatt aus der Ledermappe und breitet das Portfolio seiner Eventagentur Tit-Pit GmbH aus. Es ist wie eine Schadensbilanz des Corona-Jahres 2020: Streetparade, Greenfield-Festival, Open Air Lumnezia, Trucker-Country-Festival, Coop Beachtour, Open Air Gampel. Alles fiel im vergangenen Jahr der Pandemie zum Opfer. Und der EHC Kloten verpasste den Aufstieg in extremis – gegen einen Widersacher (den HC Ajoie), der weder die Infrastruktur noch die Absicht zur Promotion hatte, aber letztlich mit heroischer Unnachgiebigkeit über den Favoriten hinwegstürmte. Schälchli sagt: «Im Sport ist der Erfolg nicht planbar. Und das ist das Schöne daran.»

Einen Gang höher

Der zweifache Vater verströmt jugendlichen Schalk, wirkt wie ein ewiger Lausbub, hat aber die wachsamen Augen eines Mannes, der auch in Problemen eine Chance erkennt. Während die meisten Exponenten der Eventbranche in den grossen Corona-Kater verfielen, das Ende der Welt ausriefen und beim Staat die hohle Hand machten, ging Schälchli kreative Wege. Er lancierte beispielsweise zusammen mit der Migros das Hiking-Sounds-Festival, bei dem er das Wandern und den Konzertbesuch miteinander verband und an sechzehn Standorten 32 Konzerte veranstaltete. Es war die erste Konzertreihe nach der pandemiebedingten Pause und quasi der Weckruf für die ganze Branche. Stellvertretend für alle Schweizer Künstler sagte Baschi nach dem Konzert auf der Walliser Moosalp: «Das war nicht ein Konzert wie jedes andere. Das war viel mehr: die Berge, die Natur. Gute Leute und Musik. Ich würde sagen, uns geht es schon gut.»

Mike Schälchli schiebt sich eine Gabel Rösti in den Mund. Im vergangenen Frühling wurde er auf die politische Bühne gerufen. Hatte er 2018 die Wahl noch knapp verpasst und war auf dem dritten Ersatzplatz der SVP gelandet,



Kreative unternehmerische Wege: Sportfan Schälchli.

rutschte er nun für die zurücktretende Parteikollegin Sabrina Manhart nach. Er erklärte sich sofort dazu bereit, das Amt anzunehmen. Zuvor hatte er die Situation mit der Parteileitung aber «genau angeschaut» und sich gewisse Freiheiten ausbedungen. Man habe sich dahingehend geeinigt, dass er sich im Parlament «eher konzentriert» engagieren werde. Zusätzliche «Kommissionsämter» übernehme er daher nicht. Die Partei verstehe das auch, und sein Verhältnis zum Stadtpräsidenten Klotens, René Huber, sei sowieso sehr gut. Er werde aber gern mitwirken, besonders dort, wo

es ums Ortsbild gehe oder wenn das Vereinsleben thematisiert werde.

Konkreter wird er erst hinter vorgehaltener Hand, aber wer das Tempo von Mike Schälchli richtig einschätzt, kann nur zu einer Überzeugung kommen: Als Sportfunktionär und Politiker fährt er (mindestens) einen Gang höher als die meisten seiner Branchenkollegen.

Für einen Dessert reicht es an diesem Mittag nicht mehr. Doch Mike Schälchli versichert: «Die Nachspeise gönnen wir uns, wenn der EHC Kloten aufgestiegen ist.»

Thomas Renggli

Schweizer Stern in Moskau

Romi Kessler ist eine der grössten Turnerinnen der Schweiz. Wer kann in ihre Fusstapfen treten? Wir haben die Olympiateilnehmerin gefragt. Sie tippt auf die 14-jährige Lauren Grüniger.

Thomas Renggli

Sie erscheint mit ihrem Vater Ralph und ihrer kleineren Schwester Valerie zum Interviewtermin in Zürich. Schüchtern reicht sie zur Begrüssung die Hand. Die ersten Fragen beantwortet sie mit der charmanten Unsicherheit einer jungen Sportlerin, die die Pirouetten auf dem Hallenboden deutlich besser beherrscht als den Tanz auf dem medialen Parkett. Lauren Grüniger ist eine der Schweizer Hoffnungsträgerinnen in einer Sportart, die hierzulande ein Schattendasein fristet, aber in Russland zur Alltagskultur gehört: Rhythmische Gymnastik. «Ich möchte die erste Schweizerin werden, die sich in diesem Sport für die Olympischen Spiele qualifiziert – hoffentlich schon 2024 in Paris.»

So gross dieser Anspruch ist, so gradlinig verfolgt die Zürcherin dieses Ziel – und mit einer Konsequenz, die alle Eltern in einen Gewissenskonflikt bringen würde. Mit zehn Jahren zog Lauren alleine nach Moskau, um am dortigen olympischen Leistungszentrum zu trainieren. Ihr Vater sagt dazu: «Lauren wollte sich an den Besten orientieren – und so reisten wir mit ihr vor vier Jahren für eine Trainingswoche nach Moskau.» Dies ermöglicht hatte ein zufällig entstandener Kontakt zu Alexandra Timoschenko, der Olympiasiegerin von 1992. Am zweiten Tag brachte Lauren dann den Vorschlag, dass sie eigentlich immer da trainieren könne. Die Eltern waren – gelinde gesagt – überrascht. Erst nach längerem Zögern und als sich eine Unterkunftsmöglichkeit bei einer befreundeten Familie sowie der Besuch der deutschen Schule in Moskau ergaben, liessen Ralph und May Grüniger ihre Tochter ziehen – in der Annahme, dass es sich um ein einjähriges Experiment handle.

In einer anderen Umlaufbahn

Doch mittlerweile sind aus zwölf Monaten vier Jahre geworden – für Lauren rund ein Drittel ihres jungen Lebens. Als sie ging, sagte sie sich: «Ich komme erst wieder nach Hause, wenn ich perfekt Russisch spreche.» Dieses Ziel hat sie erreicht. Und auch sportlich schwebt sie in einer anderen Umlaufbahn. Kehrt sie für Meisterschaften und Qualifikationswettkämpfe in die Schweiz zurück, deklassiert sie ihre gleichalt-



«Grosser Wille»: sechsfache Olympiateilnehmerin Kessler.

Romi Kessler über Lauren Grüniger:

«Wer in der Rhythmischen Gymnastik oder im Kunstturnen Erfolg haben will, muss schon als Kind einen grossen Aufwand auf sich nehmen und vieles den sportlichen Zielen unterordnen. Dass Lauren Grüniger mit zehn Jahren bereit war, das Elternhaus zu verlassen und nach Moskau umzuziehen, beweist ihren grossen Willen und die Passion für den Sport. Letztlich es ist wohl der kürzeste Weg, um an die Weltspitze zu kommen. An kaum einem anderen Ort sind Infrastruktur und Ausbildung besser als in Russland. Und die Resultate geben Lauren in jeder Beziehung recht.»

rigen Gegnerinnen nach allen Regeln der Kunst.

Wer einen Wettkampf in der Rhythmischen Gymnastik verfolgt, sieht das federleichte Spiel mit den Handgeräten (Reifen, Keule, Ball, Band), die anmutigen Schritte und die artistischen Bewegungen der Sportlerinnen, den perfekten Einklang mit der Musik. Dahinter verbergen sich Schweiß und Arbeit – harte Arbeit. Lauren relativiert: In Russland sei sie noch nie von einer Trainerin oder einem Trainer in ihrer physischen

oder psychischen Integrität verletzt worden. Die Erzählungen, dass Turnerinnen beispielsweise in den Spagat gedrückt oder mental gedemütigt würden, könne sie persönlich nicht bestätigen: «Der Sport ist in Russland zu wichtig, als dass sich eine Trainerin dies erlauben könnte.»

Ballett als Basis

Umso dankbarer sei sie, dass sie vom russischen Verband überhaupt die Chance erhalten habe, in diesem Weltklasseumfeld zu trainieren und von der grossartigen Sportinfrastruktur zu profitieren – als einzige Ausländerin unter Russinnen. Für diesen Sonderstatus hatte sie prominente Fürsprecherinnen. Auf Empfehlung von Timoschenko öffneten sich für die junge Schweizerin die Türen zur Talentschmiede und zu Amina Saripowa, einer mehrfachen Welt- und Europameisterin, als wichtigste Trainerin. Beispielsweise führte Saripowa ihre Landsfrau Margarita Mamun zum Gewinn der Olympia-Goldmedaille 2016 in Rio de Janeiro.

Es sind diese Beispiele, die Lauren Grüniger glauben lassen, auf dem richtigen Weg zu sein – und die sie darin bestärken, so manche Entbehrungen in Kauf zu nehmen. Nach dem normalen täglichen Schulpensum fährt sie in Moskau per Schulbus ins olympische Nachwuchsleistungszentrum und trainiert fünf Stunden. Als grössten Unterschied zum Training in der Schweiz nennt sie den täglichen Ballettunterricht: «Er ist die Basis unseres Sports.»

Und wie steht es ums Heimweh? «Am Anfang war es schon etwas da. Aber durch die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten kann ich auch aus Russland jederzeit mit meiner Familie sprechen. Und alle zwei bis drei Wochen komme ich nach Hause oder meine Familie besucht mich in Moskau.» Je länger das Gespräch dauert, desto offener wird Lauren Grüniger. Und obwohl man es sich anfangs irgendwie nur schwer vorstellen kann, dass ein zehnjähriges Mädchen freiwillig alleine nach Moskau aufbricht, bleibt am Ende ein gutes Gefühl. Denn Lauren lebt ihren Traum – und der ist ein bisschen grösser, intensiver und ungewöhnlicher als bei anderen Mädchen.



Sie zog aus, um das Siegen zu lernen: Sportlerin Grüniger.

Jaël, Musikerin

Jahrelang stand Jaël, 42, als Leadsängerin der Band Lunik auf der Bühne. Sanftmut und Stärke schätzt sie bei einem Mann am meisten.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu Unrecht verdammt wird?

Jaël: Darf ich auch ein Tier nennen? Der hungrige Hai aus «Finding Nemo».

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Jaël: An der Seele.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Jaël: Genug, um mich privilegiert zu fühlen, dass ich meine Passion zu meinem Beruf machen durfte und damit ein zufriedenes Leben führen kann.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Jaël: Vor der immer grösser werdenden Spaltung unserer Gesellschaft in diversen Belangen und dass man sich nicht mehr zuhört.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Jaël: Jeder, der konsequent seiner inneren Stimme treu bleibt, ohne dabei anderen Menschen Schaden oder Leid zuzufügen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Jaël: Sanftmut und Stärke.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Jaël: Ich bin froh, dass unsere Landesregierung von sieben Menschen vertreten wird, so dass die Machtkonzentration nicht auf eine einzige Person fällt.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Jaël: Das meiner Grosseltern, die als Verdinkinder gewiss keinen einfachen Start ins Leben hatten.

Weltwoche: Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Jaël: Meinem Sohn zusehen und zuhören, wenn er selbstvergessen singend spielt.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Jaël: Das kommt darauf an, wie man Lüge definiert. Wenn man zum Beispiel bei einem Interview mit indiscreten Fragen ein wenig schummelt oder etwas weglässt, gilt das dann auch als Lüge ...?

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Jaël: Ich glaube, dass es viel mehr gibt, als wir



«Es gibt mehr, als wir wissen»: Sängerin Jaël.

Menschen wissen und erklären können, und dass es eine Energie gibt, die nicht menschlicher Natur ist. Wie man dies nennt, soll jeder für sich entscheiden.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Jaël: Zur richtigen Zeit.

Weltwoche: Wen oder was lesen Sie am liebsten?

Jaël: Dinge, die mich mit mir selber weiterbringen: Psychologisches, Zwischenmenschliches, Heilkundliches, Pädagogisches, Unklärbares ...

Weltwoche: Was würden Sie dem Papst sagen?

Jaël: *Buen día!*

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Jaël: Mit Sir David Frederick Attenborough.

Weltwoche: Welche Kritik, die stimmt, möchten Sie nie über sich hören?

Jaël: Wenn sie stimmt, muss ich sie wohl oder übel ertragen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Jaël: Voll auf die Musik zu setzen.

Weltwoche: Was ist Ihr liebstes Vorurteil?

Jaël: Liebe und (Vor-)Urteil passen für mich nicht in einem Satz zusammen.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Jaël: Das kommt auf die Umstände an.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Jaël: Als ich mich 2010/2011 vegan ernährte, merkte ich, dass diese Lebensweise für meinen Körper in konsequenter Extremform nicht funktioniert.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Jaël: Darf ich auch eines abschaffen?

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Jaël: Mit eigenen Händen bewegt sich dies im Insektenbereich, aber als Nichtveganerin müsste ich dann wohl hier antworten, dass ich indirekt schon oft getötet habe.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Jaël: Letzten Endes wohl einfach das Leben.

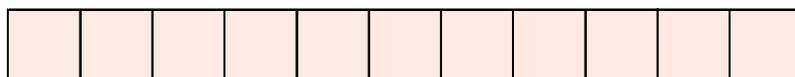
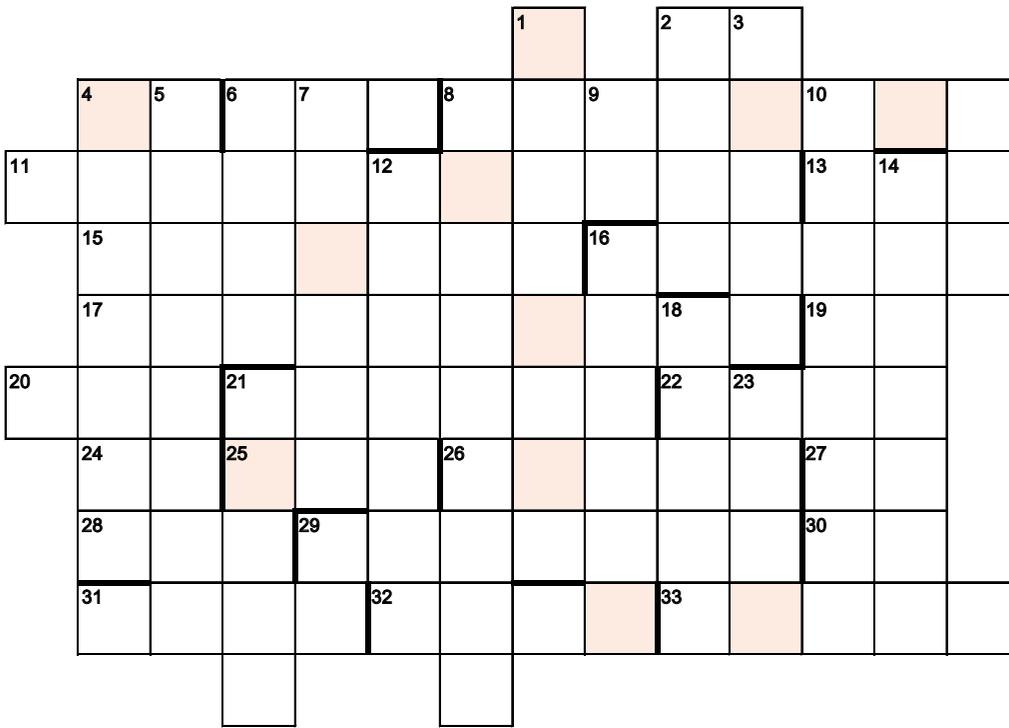
Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität – und wenn ja, welche?

Jaël: Ich finde die Isländer, die Dänen und die Norweger ziemlich coole Socken, aber es ist einfach so oft dunkel dort oben.

Weltwoche: Wen würden Sie sofort adoptieren wollen?

Jaël: Wischiwaschi, den von meinem Sohn so benannten Waschbären im Tierpark.

Jaël: Die Plattentaufe zu ihrem neuen Album «Sinfonia» findet am 11.11. mit Orchester im Casino Bern statt.



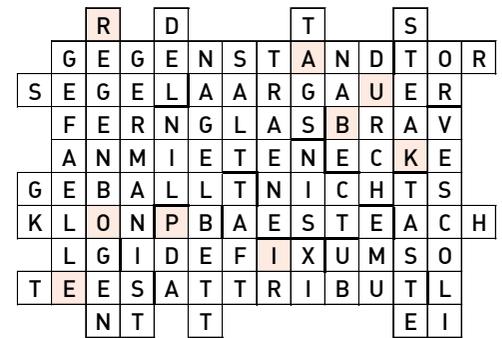
Lösungswort — Händelstadt in stetiger Veränderung
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 Transaktionskurzanalyse 4 von unseren nördlichen Nachbarn gerne mit Combox verwechseltes Örtchen 6 sowohl in Köln als auch in Domo-dossola zu finden 8 verleiht Würze und endet mit Abschied 11 je nachdem feucht oder musikalisch 13 vervollständigt triebig, fassend und fangreich 15 heissen zwar so, sind aber elegante Flieger 16 wie Dihydrogenmonoxid harmloser tönt 17 für das Verwenden von Magie verhängte Gefängnisstrafe? 19 un elemento chimico? ...! 20 Teil des Titels von z. B. für 26 waagrecht zuständigen Personen 21 längst vergangen, als Faserstoff aber sehr haltbar 22 im Kreislauf enthaltenes Getreide 24 von dort aus in diese Richtung gelangt man nach LU 25 Kurzanschrift 26 anfangs lustig, insgesamt eher nicht 27 Action-Bestandteil 28 soll – in der + -Version – UKW komplett ablösen 29 beginnt, sobald der Glacestand öffnet 30 fremdes Fürwort, hierzulande entrüstet ausgerufen 31 womit weltweit etwa 300 bis 400 Millionen Menschen sehen 32 Aufforderung zum Schreien? 33 als Teil beschichteter Kartonverpackungen bekannter Vierer

Senkrecht — 1 Rohstoff für Palisaden? 2 was aus Gesangstalent Anna Mae wurde 3 sprichwörtlich ist jene von 14 senkrecht Lampe 4 so sind Säuren, Basen und möglicherweise auch der Chemieunterricht 5 breiter und stellenweise sehr gut beleuchteter Weg ennet dem grossen Teich 6 auch in der Schweiz mancherorts angebeteter Gott 7 Wellnesskur für Sägeketten, Ferieninsel inklusive 8 an Bildern davon nehmen nicht einmal Prüde Anstoss 9 ganz vorne im Ruderboot 10 des Optimisten ist sie sogar bei Nebel schön 12 Eigenschaft eines guten Schlosses? eigentlich gerade nicht 14 bekanntlich noch nie vom Himmel gefallen 16 Motorenerfinder mit fettigem Kern 18 z. B. apple, pear oder cherry 21 (lange) Leitung, mitunter unabsichtlich zu Salat verarbeitet 23 Gestell-Komponente aus Osteuropa 29 «Kollege» von Ich und Über-Ich

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 738



Waagrecht — 5 GEGENSTAND 12 TOR
 14 SEGEL 15 AARGAUER 16 FERNGLAS
 18 BRAV 20 ANMIETEN 22 ECKE
 23 GEBALLT 25 NICHTS 28 KLON 29 PB
 (chem. Z. f. Blei; BP: brit. Mineralölunter-
 nehmen) 30 (M)AESTEREI 32 SpreitenbACH
 33 LG (liebe Grüsse, log₁₀) 34 IDEFIX
 (Hündchen d. Asterix-Comics) 37 UMSOnst
 38 TEES 39 ATTRIBUT 40 NT (non testa-
 tum) 41 EI

Senkrecht — 1 REGENBOGEN 2 DEL
 3 TAGS 4 (S)TEAK 5 GEFAELLE 6 GERMA-
 NIST (Germ, Ani, St.) 7 NAGELBETT
 8 SALT 9 TRAENE 10 (K)NABE 11 DURCH
 13 OR 17 NILPferd 19 Toni VESCOLI (Hea-
 venly Club, Scho root!) 21 BesäufNIS 23 GK
 (kg) 24 TAFT (Haarspray-Marke) 26 CT
 27 TASTE 29 PDA (Personal Digital Assis-
 tant, Partei der Arbeit) 31 SpeisEMUScheln
 35 IR (Infrarot) 36 XI (röm. 11, Xi Jinping)
 37 UB (Urkundenbuch)

Lösungswort — **RAUBKOPIE**

Die neuen Rätsel für
 die WELTWOCHEN schreibt
 Daniela Feurer



EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien

DISCOVER
REACH



GET YOUR FREE PACK NOW*



be inspired

Davidoff
CIGARETTES

**THE PREMIUM CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE IN EVERY WAY**

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
- Firm-touch filter
- Reduced smoke smell

*terms and conditions are available at davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage.
Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.